Maurice Crul & Frans Lelie

Die neue Minderheit

Menschen ohne Migrationshintergrund
in der superdiversen Stadt

WAXMANN

Die neue Minderheit

Die neue Minderheit

Menschen ohne Migrationshintergrund in der superdiversen Stadt

Maurice Crul und Frans Lelie

Waxmann 2025
Münster • New York

Bibliografische Informationen der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über http://dnb.dnb.de abrufbar.

Print-ISBN 978-3-8309-4966-4
E-Book-ISBN 978-3-8309-9966-9
https://doi.org/10.31244/9783830999669

Waxmann Verlag GmbH, 2025
Steinfurter Straße 555, 48159 Münster

www.waxmann.com
info@waxmann.com

Umschlaggestaltung und Illustrationen: Design studio Zeppa, Amsterdam
Satz: MTS. Satz & Layout, Münster

Dieses Werk ist unter der Lizenz CC BY-NC-SA 4.0 veröffentlicht: Namensnennung – Nicht-kommerziell – Weitergabe unter gleichen Bedingungen 4.0 International

Diese Lizenz gilt nur für das Originalmaterial. Alle gekennzeichneten Fremdinhalte (z.B. Abbildungen, Fotos, Zitate etc.) sind von der CC-Lizenz ausgenommen und für deren Wiederverwendung ist es ggf. erforderlich, weitere Nutzungsgenehmigungen beim jeweiligen Rechteinhaber einzuholen.

Interviewer:

Why do you think Reinout Oerlemans and you work so well together, while you are so different?

LL Cool J:

I tell you something. Probably the recipe for disaster is to do the homogeneous thing. You need to have people to think differently to solve it. For real. You know what I mean? That is why it is an advantage.

* Reinout Oerlemans and LL Cool J talking over lunch with Frank Evenblij for his show "Evenblij maakt vrienden" on 9 September 2022 by BNNVARA.

Vorwort

Viele Menschen haben eine Meinung zu Migration, Vielfalt und Rassismus. Dabei stehen meist Menschen mit Migrationshintergrund im Mittelpunkt der Diskussion und der Forschung. Wie Menschen *ohne* Migrationshintergrund das Leben in einer superdiversen Stadt erleben, darüber ist dagegen noch relativ wenig bekannt. Genau darum geht es in diesem Buch. Der Ton der Debatte ist oft negativ. Dies scheint in direktem Widerspruch zu der Tatsache zu stehen, dass immer mehr Menschen ohne Migrationshintergrund in diesen superdiversen Städten und Vierteln leben wollen und auch bereit sind, immer mehr Geld dafür zu bezahlen. Mit diesem Buch voller persönlicher Reflexionen, Analysen, Ausschnitten aus Interviews und Infografiken wollen wir einen Beitrag zur Erklärung dieses scheinbaren Widerspruchs leisten. Dank des Forschungsprojekts *Becoming a Minority (BaM)*, auf dem dieses Buch basiert, können wir diese Frage beantworten und Einblicke geben, wie Menschen in der Praxis das Zusammenleben in der superdiversen Stadt erleben – am Beispiel von sechs europäischen Städten: Hamburg und Wien, Amsterdam und Rotterdam, Malmö und Antwerpen.

Unser großer Dank gilt den mehr als dreitausend Menschen ohne Migrationshintergrund, die sich an der BaM-Umfrage oder den Tiefeninterviews beteiligt haben. Mit ihren Antworten und Reflexionen haben sie einen Einblick gegeben, wie sie die tagtägliche Praxis des Zusammenlebens in ihrer superdiversen Nachbarschaft erleben. Das Ergebnis zeichnet einerseits ein optimistisches Bild, das zeigt, dass diese Praxis des Zusammenlebens von den allermeisten Menschen als bereichernd empfunden wird. Gleichzeitig lautet unsere Botschaft aber auch, dass sich das positive Zusammenleben nicht von selbst einstellt. Man muss etwas dafür tun. Darüber, was Menschen *mit* Migrationshintergrund dafür tun sollen, sind schon viele Büchern geschrieben worden. Dieses Buch zeigt, wie auch Menschen *ohne* Migrationshintergrund die Kunst des Zusammenlebens lernen können.

Wir möchten uns bei einer Reihe von Personen bedanken, die frühere Versionen dieses Buches kommentiert haben – in alphabetischer Reihenfolge: Sinan Çankaya, Jan Hogeveen, Elif Keskiner, Laure Michon, Lore van Praag, Annelies Vlasblom und Ismintha Waldring. Wir möchten Ilke Jacobs von VU University Press für ihren Vorschlag danken, dieses Buch einem breiteren Publikum zugänglich zu machen. Wir danken auch Annelies Vlasblom und Sander Oenema vom Creative Bureau Zeppa für ihre kreative Übersetzung der BaM-Daten in Infografiken und Liz Cross für die wunderschöne

Übersetzung von *The New Minority* ins Englische (https://vuuniversitypress.com/wp-content/uploads/20230911-Crul-Minority-Open-Access.pdf). Unser Dank gilt Reinhilde König und Jens Schneider für die Bearbeitung der deutschen Fassung des Buchs sowie Richard Alba, Nancy Foner, Susan Fiske, Doug Massey, John Mollenkopf und Phil Kasinitz, die das BaM-Projekt mit ihren Einsichten und Ratschlägen sowie ihren Beiträgen zu der BaM-Konferenz, die wir im CUNY's Advanced Research Centre organisieren konnten, bereichert haben. Dieses Buch und das BaM-Forschungsprojekt wurden durch einen Advanced Grant des Europäischen Forschungsrats (ERC) ermöglicht. Wir sind dem ERC zu großem Dank verpflichtet, dass er es gewagt hat, dieses politisch brisante Projekt zu finanzieren.

Wir widmen dieses Buch unseren beiden Kindern, die in Amsterdam aufgewachsen sind. Sie sind jetzt beide erwachsen und haben von klein auf die Kunst des Zusammenlebens in einer superdiversen Stadt gelernt.

Inhalt

Kapitel 1 – Wie integriert man sich in die superdiverse Stadt? 11

Einführung 11
Das Jahrhundert der Praxis des Zusammenlebens 14
Das Schilderswijk: die Praxis des Zusammenlebens in einem superdiversen Viertel 17
Forschung in der vergessenen Gruppe: Menschen ohne Migrationshintergrund 20
Das *Becoming-a-Minority*-Projekt 21
Eine neue Theorie zur Praxis des Zusammenlebens in der superdiversen Stadt 24
Das Forschungsteam des *Becoming-a-Minority*-Projekts 29

Kapitel 2 – Welche wichtigen Trends kennzeichnen das Leben in der superdiversen Stadt? 32

Die Bewertung der Vielfalt in der Nachbarschaft durch die Befragten der *Becoming-a-Minority (BaM)*-Studie 34
Wie kann man in dem polarisierten Klima rund um das Thema Diversität forschen? 35
Welches sind die großen allgemeinen Trends in der superdiversen Stadt? 36

Kapitel 3 – „Ich befasse mich lieber näher mit Dingen, als Angst vor ihnen zu haben“ 44

Was sagt die Literatur über Vielfalt als Bedrohung oder Bereicherung? 44
Was zeichnet diejenigen aus, die migrationsbedingte Vielfalt als Bedrohung sehen? 46
Was zeichnet diejenigen aus, die migrationsbedingte Vielfalt als Bereicherung empfinden? 49
Hängen die Unterschiede zwischen Menschen, die Vielfalt als Bedrohung sehen, und solchen, die sie als Bereicherung empfinden, zusammen? 53
Was erklärt gemischte Freundes- und Bekanntenkreise? 55
Was erklärt, warum Menschen ***keine*** gemischten Freundeskreise haben? 60

Kapitel 4 – Wie unterschiedlich nehmen die Menschen ihre superdiverse Nachbarschaft wahr, wenn sie Vielfalt als Bereicherung oder als Bedrohung empfinden? 64

Wie erleben Menschen, die der migrationsbedingten Vielfalt *ablehnend* gegenüberstehen, das Leben in einem superdiversen Viertel? 65
Wie erleben Menschen, die der migrationsbedingten Vielfalt *positiv* gegenüberstehen, das Leben in einem superdiversen Viertel? 67

Wie erleben Menschen, die der migrationsbedingten Vielfalt *weder positiv noch negativ* gegenüberstehen (also eine mittlere Position einnehmen), das Leben in einem superdiversen Viertel? 69
Wie erleben die Bewohner:innen der dritten Generation das Leben in einem superdiversen Viertel? 71
Wie erleben Frauen das Leben in einem superdiversen Viertel? 73
Wie erleben Menschen, die sich als LGBTQ+ identifizieren, das Leben in einem superdiversen Viertel? 74
Vielfalt in der Superdiversität 75

Kapitel 5 – Welche Auswirkungen haben die verschiedenen Positionen zur Vielfalt? 77
Die Praxis des Zusammenlebens in Zahlen 78
Der Zusammenhang zwischen politischer Zugehörigkeit und der Praxis des Zusammenlebens 86
Die „Verbinder“: die Beziehung zwischen einem gemischten Freundeskreis und der Praxis des Zusammenlebens 87

Kapitel 6 – Warum fällt die Bilanz der Praxis des Zusammenlebens so positiv aus? 92
Negativ in Bezug auf Vielfalt, aber die Praxis ist differenzierter 93
Stresstest für die Praxis des Zusammenlebens 96
Der Einfluss von Menschen in Machtpositionen auf die Praxis des Zusammenlebens 98

Kapitel 7 – Was fördert die Kunst des Zusammenlebens? 105
Welche Bedingungen und Aktivitäten fördern die Praxis des Zusammenlebens? 105
Kann Architektur die Praxis des Zusammenlebens positiv beeinflussen? 112

Kapitel 8 – Neue politische Rahmenbedingungen für die Praxis des Zusammenlebens 118
Ein neuer politischer Rahmen für eine erfolgreiche Praxis des Zusammenlebens in der superdiversen Stadt 122
Ein theoretischer Rahmen für die Praxis des Zusammenlebens in der superdiversen Stadt 124
Der Einfluss von Menschen mit Migrationshintergrund auf die Praxis des Zusammenlebens 128
Die aktive Rolle von Menschen ohne Migrationshintergrund bei der Schaffung erfolgreicher Praktiken des Zusammenlebens 129

Anhänge
Zentrale Konzepte und Forschungsentscheidungen in diesem Buch 131
Tabellen 139

Literatur 144

Kapitel 1

Wie integriert man sich in die superdiverse Stadt?

Einführung

Im Jahr 2015 veröffentlichten wir zusammen mit Jens Schneider das Buch *Generation Mix. Die superdiverse Zukunft unserer Städte – und was wir daraus machen*. Damit wollten wir ein breites Publikum von Menschen in politischen Entscheidungspositionen, Pädagog:innen, Studierende und andere Interessierte ansprechen. Das Buch war die deutsche Ausgabe eines zwei Jahre zuvor erschienenen Buches, *Superdiversity. A new perspective on integration,* das in verschiedenen Sprachen (Englisch, Deutsch, Französisch und Niederländisch) vorliegt und inzwischen mehr als hunderttausend Mal heruntergeladen wurde. Es wird von vielen Menschen im Bildungswesen verwendet und von politischen Entscheidungsträgern zitiert. Das hier vorliegende Buch ist die Fortsetzung davon.

Was genau meinen wir mit dem Begriff der Superdiversität in diesem Buch? Wir verwenden das Wort, um die Anwesenheit eines extrem hohen Grads an Vielfalt anzuzeigen. Die Bewohner einer superdiversen Stadt kommen nicht nur aus viel mehr verschiedenen Orten auf dieser Erde als je zuvor, sondern sie unterscheiden sich auch in vielerlei anderer Hinsichten voneinander. So unterscheiden sich auch Menschen, die vielleicht dieselbe geografische Herkunft haben, voneinander z. B. in Bezug auf ihr Bildungsniveau, ihr Geschlecht, die sexuelle Orientierung, das Einkommen, ihre Migrationsgeschichte, die Zusammensetzung ihrer Familien, wie ihr Körper und ihr Gehirn funktioniert, ob sie in der Stadt oder auf dem Land aufgewachsen sind – die Liste kann beliebig fortgeführt werden. Aber vielleicht noch wichtiger als die Tatsache, dass sich Menschen in all diesen Aspekten möglicherweise voneinander unter-

scheiden, ist, dass sie sich in einem oder mehreren dieser Aspekte auch miteinander verbunden fühlen können.

Mit dem Buch *Generation Mix* wollten wir eine Alternative zur Verwendung des Begriffs Integration aufzeigen. Während bei der Integration einzelne Migrant:innen oder Migrantengruppen im Mittelpunkt stehen, nimmt das Konzept der Superdiversität den Kontext in den Blick: Man kann von einer superdiversen Stadt, Nachbarschaft oder Schule sprechen. Der superdiverse Kontext an sich sagt aber noch nichts über das Ergebnis aus. Das Konzept der Superdiversität beschreibt einfach eine tatsächliche Situation der Vielfalt. Die Vorsilbe „super" steht nicht für „fantastisch", eine superdiverse Stadt ist nicht einfach eine Stadt, in der die Vielfalt nur positive Auswirkungen hat.

Was aber macht die superdiverse Stadt zu einem angenehmen Lebensort, während wir in anderen superdiversen Städten eher Polarisierung und Konflikte sehen? Über das Konzept der Superdiversität ist inzwischen viel geschrieben worden, aber dieser Schritt fehlt noch. In diesem Buch versuchen wir, diese Lücke zu schließen, indem wir Schritt für Schritt die Bausteine für einen Rahmen entwickeln, der es möglich macht vorherzusagen, wann und warum eine superdiverse Stadt oder ein superdiverser Stadtteil zu einem angenehmen oder eher zu einem unangenehmen Lebensumfeld werden. Zu diesem Zweck untersuchen wir, was die Bewohner:innen von so genannten „Mehrheitlich-Minderheiten"-Vierteln (MM-Vierteln) selbst darüber sagen, also in Stadtteilen, in denen Menschen ohne Migrationshintergrund weniger als die Hälfte der Bewohner:innen ausmachen. Dazu verwenden wir Daten der von uns durchgeführten Umfrage *Becoming a Minority* (BaM), die sich auf Bewohner:innen *ohne* Migrationshintergrund in superdiversen Stadtteilen der o. g. sechs beforschten Städte konzentriert. Mit den Ergebnissen dieser Umfrage können wir eine Reihe von Mechanismen und Merkmalen aufdecken, die ein angenehmes Lebensumfeld in einer Stadt oder einem Viertel mit großer Vielfalt fördern. Dabei geht es sich nicht nur um Merkmale der dort lebenden Menschen, sondern auch um das politische Klima, die ethnische Zusammensetzung der Schulen, das Engagement verschiedener Organisationen und um die Gestaltung bestimmter Aktivitäten. Auch die architektonischen Merkmale eines Viertels und die Gestaltung der Wohnblöcke scheinen eine Rolle zu spielen.

In *Generation Mix* haben wir uns auf Menschen *mit* Migrationshintergrund konzentriert, genauer gesagt auf die im Land geborenen Kinder von Migrant:innen – die so genannte zweite Generation – in fünfzehn europäischen Städten. Das Buch, das Sie nun in den Händen halten, entwickelt unseren Blick auf die superdiverse Stadt weiter, indem wir nun auch die Menschen *ohne* Migrationshintergrund (für eine Erklärung dieses Begriffs siehe Anhang 1) in den Blick nehmen. Denn auch diese in der Integrationsdebatte oft „vergessene Gruppe" ist Teil der superdiversen Stadt.

Bevor wir diese neue Zielgruppe betrachten, wollen wir einen kurzen Blick zurück werfen in das Jahr 2013. Im Anschluss an die Ergebnisse unserer großen internationalen *TIES-Umfrage*[1] skizzierten wir verschiedene Szenarien für die superdiverse Stadt. In Anlehnung an Dominique Moïsi (2009) sahen wir ein mögliches „Szenario der Hoffnung und des Empowerments" auf der einen Seite und ein mögliches „Szenario der Angst und der Demütigung" auf der anderen. Die TIES-Studie zeigte, dass Migrant:innen und ihre Kinder in einigen Städten aufgrund der Art und Weise, wie das Schulsystem und der Zugang zum Arbeitsmarkt organisiert sind, nur wenige – in manchen Städten sogar extrem geringe – Möglichkeiten für soziale Mobilität hatten. Rassismus und Ausgrenzung waren hier an der Tagesordnung. In diesen Städten bestand die Gefahr, dass sich Menschen mit Migrationshintergrund gedemütigt fühlen und dass es zu einem Szenario der Angst und Polarisierung kommt. Es gab aber auch Städte, in denen der Integrationskontext der zweiten Generation durchaus Möglichkeiten für den sozialen Aufstieg bot. In diesen Städten gab es Emanzipation, Hoffnung und eine Identifikation mit dem Land und der Stadt, in der die Befragten lebten. Das negative Szenario fanden wir vor allem in deutschen und österreichischen Städten vor, das positive Szenario eher in Schweden und im Bildungswesen in Frankreich, während der Zugang zum französischen Arbeitsmarkt für junge Menschen mit Migrationshintergrund mit vielen Hindernissen verbunden ist. Die Ergebnisse der TIES-Umfrage in belgischen und niederländischen Städten bewegten sich zwischen den beiden Szenarien.

Mit unserer hier vorgestellten Untersuchung kehrten wir in viele der zuvor untersuchten Städte zurück, um herauszufinden, welche der Szenarien sich durchgesetzt hatten: das der Hoffnung oder das der Angst. Der Titel „*Die neue Minderheit*" bezieht sich auf den Kipppunkt, an dem Menschen ohne Migrationshintergrund nicht mehr die zahlenmäßige Mehrheit in einer Stadt bilden. In 2013 schrieben wir, dass der Moment, in dem sich Städte mehrheitlich aus Minderheiten zusammensetzen (für eine ausführliche Erläuterung des Mehrheitlich-Minderheits-Kontextes siehe Anhang 1), eine entscheidende Übergangsphase darstellt, in der die Spannungen in der Gesellschaft zunehmen können. Langsam wird sich jedoch ein neues Gleichgewicht einstellen, wie uns die Städte New York oder Toronto zeigen. Aktuell, also im Jahr 2024, befinden wir uns mitten in dieser Übergangsphase, weil in vielen westeuropäischen Großstädten bereits die Mehrheit der Einwohner:innen einen Migrationshintergrund hat oder dies sehr bald der Fall sein wird.

Vor zehn Jahren schrieben wir, dass Freundschaften über ethnische Grenzen hinweg entscheidend dafür seien, dass sich ein Szenario der Hoffnung für die superdiverse Stadt entwickelt. Interethnische Freundschaften sind in der Tat ein guter Indikator für ein Szenario der Hoffnung und spielen eine wichtige Rolle für den sozialen Zu-

1 *The Integration of The European Second Generation (TIES)* war eine Umfrage mit mehr als 10 000 Befragten, die in fünfzehn europäischen Städten durchgeführt wurde.

sammenhalt in superdiversen Stadtvierteln. Wir zitierten Martha Nussbaum, die in einem kurz vorher erschienenen Buch (2012, auf Deutsch 2014) die wichtige Rolle interethnischer Freundschaften bei der Verhinderung von Konflikten und Diskriminierung hervorhob. Wir schrieben damals:

> Für die nordamerikanische Philosophin Martha Nussbaum (2012) ist *Civic Friendship* eines der wichtigsten Werkzeuge in der Gesellschaft, um die Rigidität von ethnischen Grenzen aufzubrechen. Interethnische Freundschaften lehren uns, so Nussbaum, die Welt von einem anderen Standpunkt aus zu sehen. Der indische Sozialgeograph Ash Amin (2012) nennt es *elective affinities*, „wählbare Zugewandtheiten": Diese Freundschaften machen es möglich, den Anderen wahrzunehmen, ohne das „Anderssein" als Bedrohung zu erfahren. (Schneider, Crul & Lelie 2015, S. 94)

Aber Freundschaften zwischen Menschen mit und ohne Migrationshintergrund entstehen nicht einfach so spontan. Damit sich Freundschaften bilden können, müssen sich die Menschen begegnen – nicht nur beim Gemüsehändler, sondern auch an Orten und bei Aktivitäten, die bedeutungsvolle interethnische Kontakte ermöglichen. Es scheint, dass die räumliche Gestaltung eines Viertels oder Wohnblocks dafür ein wichtiger Faktor ist. In diesem Buch zeigen wir, welche Maßnahmen dazu beitragen, dass superdiverse Viertel angenehme Orte des Zusammenlebens sind. Die Grundannahme dieses Buchs ist, dass das angenehme Zusammenleben in einer superdiversen Stadt erfordert, dass *jeder* hierzu seinen Beitrag leisten muss: Migrant:innen und ihre Nachkommen ebenso wie die Bewohner:innen ohne Migrationshintergrund. Unsere BaM-Studie zeigt, dass es aktuell vor allem an den Menschen *ohne* Migrationshintergrund ist, hier die nächsten Schritte zu unternehmen.

Das Jahrhundert der Praxis des Zusammenlebens

Im 21. Jahrhundert leben in allen größeren Städten der Welt mehr Menschen mit unterschiedlichen Hintergründen zusammen als je zuvor. Ob Sie nun in Singapur, Toronto, Kapstadt, Dubai, New York oder Brüssel leben, überall werden Sie großen Unterschieden in Bezug auf ethnische Herkunft, religiöse Überzeugungen und Hautfarbe begegnen. Die große Herausforderung dieses Jahrhunderts ist also, wie wir dieses Zusammenleben auf angenehme Weise gestalten können. Unserer Ansicht nach ist das Konzept der Integration, wie wir es aus dem letzten Jahrhundert kennen, für diese Herausforderung nicht geeignet. Es war nützlich, um einen Prozess zu beschreiben, bei dem kleinere Migrantengruppen in einer größeren Mehrheitsgruppe aufgehen. Es ist jedoch nicht geeignet herauszufinden, welche Bedingungen gegeben sein müssen für ein angenehmes Zusammenleben, auch wenn wir sehr unterschiedlich sind. Während das ursprüngliche Ziel darin bestand, eine erfolgreiche Integration in die Gesellschaft zu erreichen, besteht das Ziel in diesem Jahrhundert darin, eine erfolgreiche

Praxis des Zusammenlebens zu erreichen. Anders als bei der klassischen Idee der Integration ist das Ziel nicht mehr die Anpassung an eine wie auch immer definierte „Normgruppe", sondern die Anpassung an ein Leben in Vielfalt. Um eine erfolgreiche Praxis des Zusammenlebens in der superdiversen Stadt zu erreichen, ist es nicht nötig, dass die Menschen sich ähneln oder dieselben Ansichten teilen. Vielmehr geht es um die Fähigkeit, auf angenehme Weise zusammenzuleben mit Menschen, die anders sind als man selbst.

Der berühmte englische Soziologe Paul Gilroy führte in 2004 das Konzept der *Konvivialität* (das deutsche Wort *Geselligkeit* trifft den Begriff nicht ganz) ein, um *die Fähigkeit, sich in einem von Vielfalt geprägten Umfeld „wohlzufühlen"*, zu benennen. Dieses Konzept wurde später von anderen Autoren weiterentwickelt. Aber obwohl dieser Begriff sehr nützlich ist, gibt er nicht genau das wieder, was wir meinen. Ein zentraler Gedanke, den wir in diesem Buch entwickeln wollen, ist das, was wir „die Praxis des Zusammenlebens" nennen. Wir haben diesen einfacheren Begriff gewählt, weil er besser zu unserem Ziel passt: zu erforschen, was nötig ist, um ein angenehmes Lebensumfeld in einer superdiversen Nachbarschaft zu schaffen. Anders als Gilroy in seinem Buch glauben wir nicht, dass sich aus dem Zusammenleben automatisch eine neue hybride Kultur entwickeln wird, die Grenzen zwischen Ethnien und Hautfarben überwindet. Wir denken auch nicht wie manche andere Autor:innen, die über Konvivialität schreiben, dass es ausreicht, wenn die Menschen sich einfach nur gegenseitig in Ruhe lassen (im Sinne eines „leben und leben lassen"), aber weiterhin nur nebeneinanderher leben. Wir denken, dass es mehr Raum braucht auch für Ambivalenzen im Zusammenleben und für die Möglichkeit, dass Menschen *nicht* miteinander einverstanden sind. Menschen können sehr unterschiedliche Vorstellungen von allen möglichen Dingen haben und das ist nicht nur nichts Schlechtes, sondern macht das Leben interessant. Wir denken aber, dass es für die Lebensqualität eines Viertels wichtig ist, dass die Menschen nicht einfach nur nebeneinanderher existieren, sondern dass es zumindest ein Minimum an Kontakt über die ethnischen Gruppengrenzen hinweg gibt. Deshalb schauen wir in diesem Buch mehr auf die konkrete Praxis des Zusammenlebens als auf die Meinungen der Menschen. Ein Grund dafür ist, dass wir bei unseren Recherchen auf eine nicht kleine Gruppe von Menschen ohne Migrationshintergrund gestoßen sind, die einerseits sagten, dass sie die migrationsbedingte Vielfalt als Bedrohung empfanden, aber andererseits angaben, ein positives Verhältnis zu ihren Nachbarn mit Migrationshintergrund zu haben. Diese Gruppe, deren Position auf den ersten Blick so paradox erschien, erregte unsere Aufmerksamkeit. Trotz ihrer negativen Einstellung zu Diversität tragen diese Leute zu einer erfolgreichen Praxis des Zusammenlebens in ihrem Viertel bei.

Die Praxis des Zusammenlebens kann sowohl für Menschen mit als auch ohne Migrationshintergrund untersucht werden. Betrachten wir zum Beispiel eine traditionelle

und religiöse marokkanisch-niederländische Frau der ersten Generation, die zwar schlecht Niederländisch spricht, aber einen guten Kontakt zu ihrem niederländisch stämmigen Nachbarn hat und alle Nachbarskinder auf der Straße mit Namen kennt und sie anspricht, wenn sie Unfug treiben. Betrachten wir nun auf der anderen Seite ihren hochgebildeten Nachbarn ohne Migrationshintergrund, der wenig oder gar nicht mit seinen Nachbarn kommuniziert. Nach der klassischen Vorstellung von Integration ist diese Frau in den Niederlanden schlecht integriert, aber aus der Perspektive der Praxis des Zusammenlebens leistet sie einen wichtigen Beitrag. Im klassischen Integrationsdenken stellt der hochgebildete Mann ohne Migrationshintergrund die Norm dar, an die sich andere möglichst anpassen sollen, aber zu einer guten Praxis des Zusammenlebens leistet er keinen wesentlichen Beitrag.

Ein Beitrag zu einer erfolgreichen Praxis des Zusammenlebens bedeutet nicht automatisch, dass die Menschen immer toleranter oder verständnisvoller füreinander sind. Es wird immer Meinungsverschiedenheiten und Intoleranz in mehr oder weniger großem Ausmaß geben, selbst in Nachbarschaften, in denen die Praxis des Zusammenlebens weitgehend erfolgreich ist. Ein besseres Verständnis füreinander kann jedoch ein Nebenprodukt der Praxis des Zusammenlebens sein: Je besser wir in der Lage sind mit Menschen auszukommen, die ganz anders sind als wir, desto angenehmer wird das Leben in einer diversen Gesellschaft. Es ist die Summe aller individuellen Handlungen, die zu einem angenehmes sozialen Klima in der Nachbarschaft beiträgt, das sozusagen das übergeordnete Ziel darstellt. In diesem Buch erforschen wir die Kunst der erfolgreichen Praxis des Zusammenlebens in einem superdiversen Stadtteil.

Um dies messbar zu machen, werden neue Kriterien benötigt. Es scheint für ein angenehmes Zusammenleben in der superdiversen Stadt wichtig, aber nicht notwendig zu sein, dass die Menschen offen für andere Kulturen sind. Unverzichtbar ist dagegen, dass genügend Menschen in der Lage sind, über ethnische Gruppengrenzen hinweg sinnvolle Beziehungen einzugehen. Menschen mit Migrationshintergrund haben oft schon in jungen Jahren gelernt, mit Menschen umzugehen, die sich in vielerlei Hinsicht von ihnen unterscheiden. Menschen ohne Migrationshintergrund sind dagegen häufig in einem deutlich weniger vielfältigen Umfeld aufgewachsen und haben meistens nicht von klein auf gelernt, wie man in einem vielfältigen Kontext klarkommt. Sie haben daher in der Praxis des Zusammenlebens den größeren Nachholbedarf. Auch aus diesem Grund beschäftigen wir uns in diesem Buch mit den Menschen *ohne* Migrationshintergrund in der superdiversen Stadt. Wenn wir eine erfolgreiche Praxis des Zusammenlebens erreichen wollen, müssen auch sie anfangen sich zu beteiligen.

Das Schilderswijk: die Praxis des Zusammenlebens in einem superdiversen Viertel

In diesem Abschnitt beschreiben wir unsere eigenen ersten Schritte in der Praxis des Zusammenlebens. Als Menschen ohne Migrationshintergrund entdeckten wir diese Praxis durch Versuch und Irrtum, begleitet von unvermeidbaren Konflikten und unbequemen Konfrontationen in den 1980er Jahren. Zu dieser Zeit lebten wir beide am Rande des Stadtteils Schilderswijk in Den Haag und waren in der niederländischen Anti-Apartheid-Bewegung aktiv. Dies verschaffte uns beiden wichtige Lernerfahrungen über die Praxis des Zusammenlebens in einem ethnisch vielfältigen Viertel.

Das Schilderswijk war in den 1980er Jahren durch hohe Arbeitslosigkeit und viel Armut gekennzeichnet. Wir schlugen uns so durch im Viertel und waren, wie viele andere unserer Generation, politisch stark engagiert. Eines der wichtigsten Aktionsthemen war für uns damals der Kampf gegen das Apartheidregime in Südafrika. Es gab damals eine breite Anti-Apartheid-Koalition in Den Haag, zu der schwarze und weiße politische Aktivist:innen aus Südafrika gehörten, die in Den Haag studierten oder dort als Flüchtlinge lebten, aber auch Nachbarschafts- und Migrantengruppen gegen Rassismus sowie Leute aus den Gewerkschaften, Kirchen und der Hausbesetzerbewegung.

Unser politischer Aktivismus und das Leben im multikulturellen Schilderswijk-Viertel waren unsere erste wirkliche Bildung und Sensibilisierung für die Rolle von Hautfarbe, Macht, Rassismus und Unterdrückung – eine wichtige Erfahrung, aus der wir viel gelernt haben. Der lange Kampf gegen das Apartheidregime in Südafrika war schließlich erfolgreich, Nelson Mandela wurde freigelassen und besuchte kurz darauf Amsterdam und Den Haag. In Den Haag traf er sich mit südafrikanischen politischen Flüchtlingen und auf deren Empfehlung hin durften auch wir an dem Treffen teilnehmen. Das Treffen war chaotisch, denn die Emotionen der anwesenden schwarzen und weißen Südafrikaner:innen bildeten eine schwere Mischung aus Militanz, Wärme und Begeisterung über den Sieg. Ein großer Krug mit Orangensaft kippte um und landete fast in Winnie Mandelas Schoß. Die Menschen umarmten sich und sangen Hymnen. Obwohl wir jahrelang gemeinsam Kampagnen geführt hatten, fühlten wir uns plötzlich sehr weiß und ziemlich unwohl. Dann wurden wir aber von unseren südafrikanischen Freund:innen umarmt und in die Feier einbezogen. Genau das war die entscheidende Geste für das, was wir die Praxis des Zusammenlebens nennen könnten.

Die kleine, aber vielfältige Anti-Apartheid-Bewegung in Den Haag war einer der Kontexte, in denen wir lernten, dass es unbestreitbare Unterschiede gibt, aber auch, dass diese Unterschiede überbrückt werden können. Ein weiterer politischer Kontext, in dem wir dies lernten, war die arabische Filmnacht in unserem alternativen Kino. Wir hatten sie zusammen mit einem palästinensischen Arzt organisiert und sie zog eine Vielfalt Arabisch sprechender junger Leute aus ganz Südholland, aber auch viele marokkanisch-niederländische Jugendliche aus dem Schilderswijk und der Umgebung

an. Als weiße Niederländer bildeten wir an den Abenden, an denen arabischsprachige Spielfilme gezeigt und zum Beispiel über die Lage in Palästina diskutiert wurde, eine klare zahlenmäßige Minderheit. Wir werden in diesem Buch zeigen, dass viele Menschen bei allen möglichen Aktivitäten, bei denen eine Mischung von Menschen anwesend war, gelernt haben, mit der Vielfalt umzugehen und das Zusammenleben zu üben.

Gleichzeitig lernten wir durch das Leben im Schilderswijk auch die Praxis des Zusammenlebens durch Versuch und Irrtum. Es war die Zeit, in der sich das Viertel von einem weißen holländischen Arbeiterviertel zu dem multikulturellen Viertel wandelte, das es nun seit Jahrzehnten ist. Es war auch die Zeit des groß angelegten Neubaus, für den ganze Straßenzüge abgerissen wurden oder werden sollten und deshalb manchmal jahrelang aus leerstehenden, mit Brettern verrammelten Häusern bestanden. Die Spannungen, die durch diese rigorosen Eingriffe in das Viertel entstanden, waren überall zu spüren. Die ultranationalistische Zentrumspartei von Hans Janmaat war auf dem Vormarsch und ihre Anhänger wurden immer lauter. Das Schilderswijk war eines der ersten echten Mehrheitlich-Minderheiten-Viertel in den Niederlanden. Im Folgenden möchten wir die Atmosphäre des Viertels in den 1980er Jahren kurz beschreiben, viele der dabei beschriebenen Aspekte werden in diesem Buch wiederkehren.

Einer von uns wohnte in einem Abrisshaus am Rande des Schilderswijk, die andere in der Vaillantlaan, der breiten Durchgangsstraße, die das Schilderswijk in zwei Hälften teilt. Wir arbeiteten beide auf einem Trödelmarkt und in der Küche eines einfachen Restaurants. Die folgende Skizze stammt von Maurice Crul.

> Eine der ersten Begegnungen in meiner neuen Nachbarschaft war mit einer Gruppe von Jungen, die beim Fußballspielen das Eingangstor zu einem Hof neben meiner Haustür als Tor benutzten. Das dumpfe Geräusch hallte laut in meinem Wohnzimmer wider. Irgendwann hatte ich genug von dem Lärm, ging die Treppe hinunter und rief von der Tür aus: „Sagt mal, könnt ihr das woanders machen?“ Meine Bemerkung hatte keinerlei Wirkung, also ging ich irgendwann wieder nach unten und schnappte mir den Ball. Ich sagte den Jungen, dass sie den Ball zurückbekommen würden, wenn sie gingen. Der Vater eines der Jungen sah zufällig, was geschah, rannte direkt auf mich zu und schlug mir mit der Faust mitten ins Gesicht, woraufhin ich den Ball fallen ließ. Ein paar Wochen später spielte ich selbst Fußball mit Freunden auf dem Rasen vor meinem Haus. Dieselbe Gruppe von Jungen kam mit einem Ball vorbeigelaufen. Ich fragte sie, ob sie mitspielen wollten. Sie nickten etwas schüchtern, waren aber ganz stolz, dass sie mit den großen Jungs spielen konnten. Von da an wurde ich auf der Straße von den kleinen Jungs immer ganz enthusiastisch begrüßt – und auch von ihrem Vater.

Die Reihe der Abbruchhäuser in meinem Viertel bildete eine kleine, geschlossene Welt, zu der ein Schrotthändler, eine Garage, ein Lumpensammler[2], der zwei kleine Pferde im hinteren Teil der Gasse hatte, und die „Katzenfrau" Annie gehörten. Wenn man die Gasse weiter hinunterging, landete man in einer Straße für Sexarbeiterinnen. Die Häuser in unserem Block wurden von den Vermietern nicht mehr instandgehalten, die Bewohner:innen mussten daher alles selbst machen. Von der Stadtregierung bekam man nur noch etwas zu spüren, wenn Rechnungen für Gas und Strom, Bußgeldbescheide und andere gerichtliche Schreiben in den Briefkästen landeten. Wenn jemandem der Strom abgestellt wurde – was in unserem Viertel regelmäßig geschah –, fand sich immer jemand, der den Anschluss illegal wiederherstellte. Im Winter wurden die Gaszähler so verkantet, dass der Zähler nur noch sehr langsam lief. Es handelte sich um das, was in der Literatur wohl als graue oder informelle Wirtschaft bezeichnet wird, aber eigentlich sollte man es besser Überlebenswirtschaft nennen. Die „Katzenfrau", eine ältere Dame und ehemalige Sexarbeiterin mit etwa 20 Katzen im Haus, bekam regelmäßig ein paar Dosen Katzenfutter zugesteckt, wenn einer der Bewohner der Straße „einen guten Tag" gehabt hatte oder jemand eine Dose für sie aus dem Supermarkt hatte mitgehen lassen. Beide Formen der Nachbarschaftshilfe wurden im Straßencafé diskutiert und von allen für gut und richtig befunden.

Für einige unserer Nachbarn, die „weißen eingeborenen" Schilderswijkers, veränderte sich ihr Viertel in rasantem Tempo und die neuen Bewohner mit Migrationshintergrund waren „die Ausländer". Aber oft waren diese „Ausländer" auch ihre Freunde. Sie saßen zusammen auf dem Bürgersteig auf Campingstühlen und tranken Kaffee, während die Kinder auf der Straße miteinander spielten. Es war ein gutes Beispiel für die bekannte Geschichte: „Es gibt zu viele Ausländer, aber unsere surinamischen Nachbarn sind sehr nett." Wenn sie in den Urlaub fuhren, gaben die Bewohner:innen ohne Migrationshintergrund ihre Schlüssel der marokkanischen Nachbarin im oberen Stockwerk, damit sie auf die Wohnung aufpassen konnte. Sonntags kauften sie türkisches Brot bei den „Ausländern", weil es so schön frisch war. Aber gleichzeitig wurden auch Klagen laut, dass die niederländischen Bäcker und Metzger verschwinden würden. Einige Anwohner waren geradezu rassistisch, aber wenn man sie darauf ansprach, sagten sie oft: „Aber ich meine das doch gar nicht so". Gleichzeitig sahen wir aber auch, dass der tägliche Kontakt mit den neuen Nachbarn in der Praxis oft herzlich und hilfreich war. Dies lehrte uns, dass es eine große Grauzone gibt, in der angenehme Praktiken des Zusammenlebens mit rassistischen Äußerungen koexistieren können.

Das Schilderswijk war wie ein Fass voller widersprüchliche Äußerungen und Verhaltensweisen, menschlicher Wärme und heftiger Konflikte zwischen Nachbarn: eine alltägliche Praxis des Zusammenlebens. All das gab es damals gleichzeitig nebeneinander, so wie das heute auch der Fall ist, wie wir in diesem Buch sehen werden.

2 Die Lumpensammler gingen von Tür zu Tür und wurden später „abgelöst" durch die getrennten Container für Obst- und Gemüseabfälle und Altkleider.

Vor inzwischen mehr als 30 Jahren tauschten wir dann das Schilderswijk gegen ein Amsterdamer Arbeiterviertel mit einer ähnlichen Bevölkerungszusammensetzung. Was sich in den 1980er Jahren im Schilderswijk abspielte, geschah sehr ähnlich in vielen Arbeitervierteln in Amsterdam, Rotterdam, Antwerpen, Malmö, Wien und Hamburg und in der Folge auch in vielen weiteren Vierteln in den Niederlanden, Deutschland, Österreich, Schweden und Belgien, in denen sich die Bevölkerungszusammensetzung nach und nach veränderte.

Forschung in der vergessenen Gruppe: Menschen ohne Migrationshintergrund

Im Jahr 2006 initiierten wir eine Studie zur Bedeutung des Integrationskontexts für junge Menschen mit Migrationshintergrund der zweiten Generation: das TIES-Projekt. Diese Studie verschob den Schwerpunkt von der Integration innerhalb verschiedener ethnischer Gruppen auf die Frage, welche Rolle der Integrations*kontext* für die Schul- und Arbeitsmarktkarrieren der hier geborenen Einwandererkinder spielt (Crul & Schneider 2010; Crul, Schneider & Lelie 2012). Die TIES-Studie bildete die Grundlage für unser o. g. Buch *Generation Mix*. In der Studie verglichen wir für viele Bereiche die Ergebnisse von Jugendlichen der zweiten Generation auch mit denen von jungen Erwachsenen *ohne* Migrationshintergrund aus denselben Stadtteilen. Für die Gruppe ohne Migrationshintergrund verwendeten wir dabei die folgende Definition: Sie waren selbst in dem Land geboren, in dem die Forschung durchgeführt wurde, und das galt auch für ihre beiden Elternteile. Diese Gruppe war unsere so genannte Kontrollgruppe. Wir haben den Jugendlichen ohne Migrationshintergrund dieselben Fragen gestellt wie den Jugendlichen mit Migrationshintergrund, mit Ausnahme der Fragen zur Migration der Eltern. In einigen Bereichen waren sich die beiden Gruppen sehr ähnlich, aber in anderen Bereichen gab es große Unterschiede. Ein Thema, bei dem es große Unterschiede gab, war die Zusammensetzung des Freundeskreises. Obwohl beide Gruppen in Vierteln aufwuchsen, die wir heute als superdiverse Viertel bezeichnen, hatten die jungen Erwachsenen der zweiten Generation sehr gemischte Freundeskreise mit Freunden unterschiedlicher Herkunft, war der Freundeskreis der jungen Erwachsenen ohne Migrationshintergrund viel weniger gemischt. Dies war für uns ein unerwartetes Ergebnis, das uns zu der Frage brachte, wie Menschen ohne Migrationshintergrund in der Praxis mit Gleichaltrigen in einer superdiversen Nachbarschaft zusammenleben.

Wann immer wir in den letzten Jahren gefragt wurden, was wir als nächstes erforschen würden, haben wir gesagt: „Wir werden über die neue Minderheit in der Stadt forschen“. Und dann gefragt: „Was denken Sie, ist die neue Minderheit in dieser Stadt?“ Das war natürlich ein bisschen eine Fangfrage. Die Leute haben das in der Regel auch

gemerkt und deshalb länger überlegt, wen wir meinen könnten. Es wurden dann alle möglichen unerwarteten Bevölkerungsgruppen genannt. Auffällig war, dass viel mehr Menschen *mit* Migrationshintergrund die richtige Antwort gaben als Menschen *ohne* Migrationshintergrund. Menschen ohne Migrationshintergrund haben oft einen blinden Fleck, wenn es um ihren eigenen Platz in der Debatte um die multikulturelle Gesellschaft geht. Seit mehr als 40 Jahren dreht sich die Debatte um die Integration von Migrantinnen und Migranten, ihren Kindern und inzwischen auch ihren Enkeln. Um die Integration dieser Gruppe zu untersuchen, wurden alle möglichen Indikatoren entwickelt, Monitoringsysteme eingerichtet und zahlreiche Theorien aufgestellt. Menschen ohne Migrationshintergrund sind dagegen in der Integrationsforschung praktisch nicht vorhanden – und das, obwohl sich auch ihre Welt und Lebenswirklichkeit durch den gewaltigen demografischen Wandel in den Großstädten zweifellos erheblich verändert hat. Noch nie zuvor haben so viele Menschen aus so weit entfernten Orten und mit so großen Unterschieden in Bezug auf ihre Kultur und ihren Hintergrund in europäischen Städten gelebt.

Schon seit einiger Zeit werden die Wähler:innen rechtspopulistischer Parteien und ihre Motive erforscht und beachtet (Brown et al. 2021; Dahlström & Esaiasson 2013; Rooduijn et al. 2017; Sipma & Berning 2021; Stockemer 2016), dabei stellen sie nur eine Minderheit der Bevölkerung in den Großstädten dar. Doch wie erleben Menschen ohne Migrationshintergrund *generell* das Zusammenleben in der superdiversen Stadt? Fühlen sie sich als Teil dieser vielfältigen Gesellschaft? Sehen sie kulturelle Unterschiede als Bedrohung oder als Bereicherung? Wie groß ist ihr Engagement für das Zusammenleben in der vielfältigen Stadt? Die wenigen Untersuchungen zu diesem Thema deuten darauf hin, dass sich Menschen ohne Migrationshintergrund in der superdiversen Stadt weniger beteiligen und sich häufiger isolieren als Menschen mit Migrationshintergrund (Gest 2016; Haga 2000; Jiménez 2017; Wessendorf 2014).

Obwohl Menschen ohne Migrationshintergrund in vielen Großstädten inzwischen nicht mehr die absolute Mehrheit darstellen, sind sie immer noch die größte Gruppe unter all den Minderheiten in der Stadt. In der superdiversen Stadt spielen sie also mit ihrem Beitrag zur Praxis des Zusammenlebens eine entscheidende Rolle. Es ist wichtig zu untersuchen, welche Faktoren diese Gruppe dazu bringen, sich als Teil der superdiversen Stadt und der Nachbarschaft zu sehen, in der sie leben, inwieweit sie aktiv zum Zusammenleben in der superdiversen Stadt beitragen und wie dieser Beitrag erhöht werden kann.

Das *Becoming-a-Minority*-Projekt

Wir waren der Meinung, dass es nach mehr als fünfundzwanzig Jahren Forschung über Migrant:innen und ihre Nachkommen Zeit war, nun auch den Blick auf die Menschen *ohne* Migrationshintergrund zu richten. Diese Idee bildete den Ausgangspunkt für das

Forschungsprojekt *Becoming a Minority (BaM)*. Das BaM-Projekt ist eine internationale Studie über die Erfahrungen und Wahrnehmungen von Menschen ohne Migrationshintergrund in verschiedenen superdiversen Städten in Europa. Zu diesem Zweck wählten wir Bewohner:innen aus Vierteln mit einer mehrheitlich aus Minderheiten bestehenden Bevölkerung in sechs westeuropäischen Großstädten aus: Amsterdam, Rotterdam, Antwerpen, Malmö, Hamburg und Wien (siehe https://bamproject.eu; weitere Informationen über die Städte und das Forschungsdesign des BaM-Projekts finden Sie auch in Anhang 1).

Wenn wir das Projekt in den Medien präsentierten, formulierten wir die Forschungsfrage wie folgt: „Wie integriert sind Menschen ohne Migrationshintergrund in der superdiversen Stadt, in der sie leben?" Wir merkten dann schnell, dass dieser Zugang zum Thema Integration offenbar recht heikel war: Die Verwendung des Wortes Integration in Bezug auf die Gruppe der Menschen ohne Migrationshintergrund (also die „weißen Holländer", wie einige Medien diese Gruppe bezeichneten) erwies sich als ein ziemliches Tabu. Die Idee, dass sich auch Menschen ohne Migrationshintergrund an die neue Realität einer vielfältigen Gesellschaft anpassen müssen sollten, wurde von einigen in den Medien als eine Art Kapitulation vor den vermeintlichen Normen und Werten von Einwanderergruppen bezeichnet. Die letzte Konsequenz dieser Kapitulation sei, dass Frauen niederländischer Herkunft bald ein Kopftuch tragen müssten. Dies ist ein starkes und bekanntes Bild, das die populistische Rechte auch in anderen europäischen Ländern zu beschwören versucht, wenn es um die sich verändernden demografischen Gegebenheiten in Großstädten geht. Als Reaktion auf die Antworten überlegten wir uns andere Begriffe und Konzepte, die weniger heftigen Widerstand hervorrufen würden. Zum Beispiel verwenden wir statt des Wortes Integration jetzt oft „Partizipation" oder „Teil der vielfältigen Gesellschaft sein". Diese Begriffe scheinen wesentlich weniger problematisch zu sein.

Wir sind nach wie vor der Meinung, dass das Konzept der Integration als ein in beide Richtungen gehendes Konzept bei der Betrachtung dieses Themas von Bedeutung ist. Schließlich bedeutet Integration nach dem Wörterbuch Van Dale „die Herstellung oder Einbeziehung in ein größeres Ganzes". In der *Ersten systematisch illustrierten niederländischen Enzyklopädie* (Ensie) heißt es weiter: „Ein wichtiges Merkmal der Integration ist, dass die Einbeziehung von Personen oder Bevölkerungsgruppen von beiden Seiten erfolgt. Sowohl die eintretende als auch die aufnehmende Partei passen sich der anderen an, und so kommt es zu einer Verschmelzung zwischen diesen beiden Personen oder Bevölkerungsgruppen".

In diesem Buch stellen wir die Praxis des Zusammenlebens in den Mittelpunkt der Frage nach Integration in der superdiversen Stadt. Wenn Menschen mit sehr unterschiedlichen Hintergrundmerkmalen auf angenehme Weise zusammenleben sollen, erfordert das eine Anstrengung der Bewohner:innen *mit und ohne* Migrationshinter-

grund. Unsere Antwort auf das mächtige Bild der Rechtspopulisten lautet, dass es für die Praxis des Zusammenlebens nicht darauf ankommt, ob man die kulturellen Gewohnheiten des anderen ablehnt oder akzeptiert. Man kann darüber zutiefst anderer Meinung sein. Wichtiger für die Praxis des Zusammenlebens ist, ob man mit diesem Kollegen oder jener Nachbarin trotzdem zusammen arbeiten oder angenehm zusammen leben kann. Das ist, was wir eine erfolgreiche Praxis des Zusammenlebens nennen.

Manche sagen, dass es genau diese Kategorisierung und Etikettierung von Gruppen als Menschen mit oder ohne Migrationshintergrund sind, die den Kern der problematischen Diskussion über Vielfalt und Migration ausmachen. Aus dieser Perspektive, die sowohl innerhalb als auch außerhalb der Wissenschaft immer häufiger vorgetragen wird, würde, wenn wir aufhören würden, Menschen in Gruppen einzuteilen, sich der Fokus eher auf die Gemeinsamkeiten zwischen Menschen richten und nicht so sehr auf die Unterschiede. Vieles spricht dafür: Menschen haben oft mehr Gemeinsamkeiten als Unterschiede und biologisch gesehen gibt es nur eine menschliche Rasse. Gleichzeitig gibt es eine starke gesellschaftliche Strömung, die dafür plädiert, die Existenz von Unterschieden entlang Ethnizität und Hautfarbe anzuerkennen, weil sie einen enormen Einfluss auf die Stellung einer Person in der Gesellschaft haben. In diesem Buch stellen wir uns an die Seite der amerikanischen Aktivistin Pat Parker, die 1978 schrieb: „Als Erstes solltet ihr vergessen, dass ich schwarz bin. Zweitens dürft ihr nie vergessen, dass ich schwarz bin." Unsere Hautfarbe und unsere ethnische Herkunft sind Merkmale, die wir uns zwar nicht ausgesucht haben, die uns aber – je nach Kontext – dennoch in hohem Maße definieren. Deshalb, so Pat Parker, müssen wir die Hautfarbe eines Menschen sehen. Sie sagt aber auch, dass wir Menschen nie auf ihre Hautfarbe reduzieren sollten, andere Merkmale sind ebenso wichtig und können über Unterschiede in der ethnischen Zugehörigkeit und der Hautfarbe hinweg eine Verbindung herstellen. Parker fasste damit die beiden wichtigsten Voraussetzungen für das Zusammenleben von Menschen unterschiedlicher ethnischer Herkunft oder Hautfarbe zusammen: Es erfordert nicht nur ein Bewusstsein für die Unterschiede, sondern auch den Willen, diese Unterschiede in der Praxis zu überbrücken.

Warum also, so könnte man fragen, konzentrieren wir uns bei der Untersuchung der Praxis des Zusammenlebens auf die Unterscheidung zwischen Menschen mit und ohne Migrationshintergrund und nicht auf die Unterscheidung nach ethnischer Zugehörigkeit oder Hautfarbe? Das ist eine berechtigte Frage. Darauf gibt es zum einen eine praktische Antwort: In Europa wird in den Datensystemen der Verwaltungen nicht nach der Hautfarbe unterschieden. Das macht quantitative Forschung zu Unterschieden in der Hautfarbe schwierig. Noch wichtiger ist jedoch, dass die Hautfarbe ein Kontinuum ist. Sehen Sie sich beispielsweise das Projekt *Humanae* der brasilianischen Künstlerin Angelica Dass an, die bisher über viertausend Porträts in 36 Städten in 20 Ländern aufgenommen und die verschiedenen Hautfarben anhand von Pantone-Farbcodes kategorisiert hat (https://angelicadass.com/photography/humanae/).

Außerdem ist die Bedeutung der Hautfarbe einer Person sehr kontextspezifisch. Daher wird statt nach Hautfarbe oft nach ethnischer Zugehörigkeit unterschieden. Entsprechende Daten sind in vielen Bevölkerungsregistern vorhanden. Aber auch hier ist die Abgrenzung nicht eindeutig. Das Konzept der ethnischen Zugehörigkeit birgt das Problem, dass Menschen mit einer bestimmten Herkunft für immer in diese Schublade gesteckt werden, auch wenn sie seit Generationen in einem anderen Land leben. Und gemischte Beziehungen oder Familien machen die Vielfalt der ethnischen Herkunft noch größer.

Inzwischen wurde eine neue Kategorisierung auf der Basis von Meldedaten gebildet, die wir für weniger problematisch halten, weil sie auf den Lebensläufen der Menschen basiert. Diese eher soziologische Kategorisierung unterscheidet zwischen Menschen mit und ohne Migrationshintergrund. Hier werden die Menschen nach einem tatsächlichen Aspekt ihrer jeweiligen Lebensgeschichte gruppiert. Für die Zwecke dieses Buches ist die *Nicht*-Migration – also nicht in ein anderes Land gezogen zu sein – das wichtigste Merkmal der Lebensgeschichte unserer Befragten. In diesem Buch betrachten wir die Gruppe der Menschen, die seit zwei Generationen nicht mehr migriert sind. Es handelt sich also um eine Gruppe mit einer längeren Tradition des Verbleibs im Land und daher vielleicht auch mit stärkeren Ansichten darüber, wie bestimmte Dinge zu tun sind oder zu sein haben (Normen und Werte) auf der Grundlage dessen, was auch Tradition genannt wird. Es ist eine Gruppe, die möglicherweise auch weniger Erfahrung mit dem Leben in einem vielfältigen Kontext hat. Wie kommt diese Gruppe mit einer Gesellschaft zurecht, die sich innerhalb von zwei Generationen auch durch Migration dramatisch verändert hat? Dabei wollen wir ausdrücklich auch auf mögliche relevante Unterschiede *innerhalb* dieser Gruppe eingehen, wie etwa Geschlecht, Bildung oder der Kontext, in dem jemand aufgewachsen ist. Wer trägt zu einer erfolgreichen Praxis des Zusammenlebens bei und wer behindert sie? Die unterschiedlichen Positionen und ihre Auswirkungen auf die Praxis des Zusammenlebens bilden zusammen die Elemente für einen theoretischen Rahmen, den wir für die Praxis des Zusammenlebens in der superdiversen Stadt entwickelt haben.

Eine neue Theorie zur Praxis des Zusammenlebens in der superdiversen Stadt

Als in den 1960er und 1970er Jahren relativ kleine Gruppen von Migrant:innen in allen europäischen Großstädten ankamen, war das Konzept der Integration ein logischer Weg, um zu beschreiben, wie sich kleine zahlenmäßige Minderheiten an die große Mehrheitsgruppe anpassen mussten. Die Beschreibung dieses Prozesses stand auch im Mittelpunkt der Assimilationstheorien in den Vereinigten Staaten (Alba & Nee 2003; Portes & Zhou 1993; Portes & Rumbaut 2001). In den USA ist das Konzept der Assimilation ein Schlüsselbegriff in den Theorien zur migrationsbezogenen

Vielfalt. Assimilation bedeutet wörtlich, der dominanten Gruppe in wirtschaftlicher, sozialer und kultureller Hinsicht ähnlicher zu werden. In diesem Prozess wurden die Menschen ohne Migrationshintergrund hauptsächlich als passive Normgruppe betrachtet, an die sich die Neuankömmlinge anpassen sollten. Dies drückte sich auch in allen möglichen Indikatoren aus, die von Migrationsforschern entwickelt wurden, um den Erfolg oder Misserfolg der Assimilation zu messen. Je mehr Gewohnheiten man aus der Kultur der Menschen ohne Migrationshintergrund übernommen hatte oder Freunde oder einen Partner aus der Mehrheitsgruppe hatte, desto assimilierter war man und desto näher war man daran, Teil der Gesellschaft zu werden (Alba & Nee 2003).

Die Frage ist, ob dieser Mechanismus im neuen Jahrtausend noch immer so funktioniert. Es gibt zwei wichtige Gründe, dies in Frage zu stellen: Erstens landen Neuankömmlinge in den Großstädten Europas oder Nordamerikas – und insbesondere diejenigen mit einem niedrigeren Bildungsniveau – häufig zunächst in sehr heterogenen Stadtvierteln, in denen Menschen ohne Migrationshintergrund eine zahlenmäßig immer kleiner werdende Minderheit bilden. Als die Kinder der Arbeitsmigrant:innen in den 1960er und 1970er Jahren zum ersten Mal in eine Schulklasse kamen, handelte es sich dabei in der Regel um eine Klasse mit einer überwältigenden Mehrheit von Kindern aus Familien ohne Migrationshintergrund. Die Schulklassen, in die neu angekommene Kinder mit Migrationshintergrund heute kommen, bestehen aber meistens mehrheitlich aus Kindern, die ebenfalls einen Migrationshintergrund haben. Unvermeidlich wird ihr Integrationsprozess in die Klasse und damit auch ihr Lebensalltag ganz anders verlaufen. Wie unterschiedlich dieser Prozess ist, dazu ist bislang relativ wenig geforscht worden.

Der zweite Grund für ein Überdenken des Integrationskonzepts ist, dass sich die Situation der Menschen ohne Migrationshintergrund stark verändert hat. In den 1960er und 1970er Jahren war ihre Rolle in Bezug auf die Neuankömmlinge hauptsächlich die eines Gastgebers. Sie hießen die Neuankömmlinge willkommen und erklärten ihnen, wie die Dinge in der z. B. niederländischen, belgischen oder deutschen Gesellschaft funktionierten. Obwohl viele Menschen ohne Migrationshintergrund bereits in jenen Jahren einige neue Gewohnheiten annahmen und insbesondere die Bereicherung der nationalen Küche begeistert aufnahmen, ging es angesichts der relativ kleinen Gruppen von Neuankömmlingen nicht darum, sich an eine wesentlich veränderte städtische Realität anzupassen.

Aber nach mehr als 50 Jahren Zuwanderung hat die demografische Realität in den Großstädten den Kontext, in dem Integration stattfinden soll, stark verändert. So sind beispielsweise heute schon drei der vier niederländischen Großstädte so genannte „Mehrheitlich-Minderheiten"-Städte (https://longreads.cbs.nl/integratie-en-samenleven-2022/wonen). Ein ähnlicher Trend lässt sich in den belgischen Städten Antwerpen und Brüssel und in Deutschland in Frankfurt am Main beobachten: Auch dort haben mehr als 50 Prozent der Einwohner:innen einen Migrationshintergrund. Das

heißt, es handelt sich um Städte, in denen alle einer zahlenmäßig ethnischen Minderheit angehören, auch diejenigen ohne Migrationshintergrund. Im Unterschied zu den vielen anderen europäischen Ländern gilt dies in Deutschland auch für eine Reihe von kleineren bis mittleren Städten – ganz vorne weg Offenbach, wo nahezu zwei Drittel aller Einwohner:innen einen Migrationshintergrund haben. Bei den Kindern und Jugendlichen ist der demografische Effekt noch größer, in den genannten „Mehrheitlich-Minderheiten"-Städten hat nur noch jede*r Dritte bis jeder Vierte keinen Migrationshintergrund. Das bedeutet, dass Kinder ohne Migrationshintergrund in der Schule, auf dem Fußballplatz oder auf der Straße zunehmend in einer Situation aufwachsen, in der sie – wie alle anderen Kinder auch – eine zahlenmäßige Minderheit darstellen. Das wirft die Frage auf, ob das Bild der Normgruppe, die im klassischen Integrationsnarrativ sozusagen das Ziel der Integration vorgibt, der Situation in „Mehrheitlich-Minderheiten"-Kontexten noch gerecht wird. Dies ist keine normative, sondern eine empirische Frage, deren Antworten in der Praxis erforscht werden müssen, indem die Erfahrungen und Sichtweisen dieser Gruppe untersucht werden: Was bedeutet es für Menschen ohne Migrationshintergrund, in einer so vielfältigen Stadt wie Amsterdam, Malmö, Hamburg oder Wien zu leben? Inwieweit haben sie teil an der Vielfalt der Stadt oder ziehen sie sich in ihre eigene „weiße Blase" zurück? *Hunkering down* – „in Deckung gehen" – hat der berühmte US-Demograph Robert Putnam diesen Prozess des Rückzugs beschrieben (Putnam 2007). Wir sind der Meinung, dass die Situation in den Städten in diesem neuen Jahrtausend mit anderen Konzepten analysiert werden muss als mit dem Konzept der Integration aus der zweiten Hälfte des letzten Jahrhunderts. Wir brauchen neue Konzepte, die besser in der Lage sind, das Zusammenleben in einer superdiversen Stadt von Menschen mit und ohne Migrationshintergrund besser zu beschreiben.

In diesem Buch entwickeln wir einen theoretischen Rahmen für die superdiverse Stadt, der im Wesentlichen durch zwei Aspekte gekennzeichnet ist: Erstens – und das ist die grundlegendste Veränderung gegenüber der klassischen Idee der Integration – verlagert sich das „Integriert-Sein" im Kontext der superdiversen Stadt oder eines superdiversen Viertels von der immer vage bleibenden und für jeden unterschiedlichen Idee der „Anpassung an die deutsche/niederländische/österreichische/schwedische Gesellschaft" hin zu einer Akzeptanz des Alltagslebens in einem superdiversen Kontext. Dieses erfordert aber eine neue Praxis des Zusammenlebens: Während im alten Integrationsdenken die Anpassung an eine nicht näher definierte „mehrheitsgesellschaftliche Norm" für Menschen mit Migrationshintergrund den Weg in eine erfolgreiche Zukunft ebnen sollte, stellt sich heute die Frage, was die Bedingungen für Erfolg und ein angenehmes Leben in so vielfältigen Städten wie Amsterdam, Hamburg oder Wien sind. Setzt dies nicht gerade die Fähigkeit voraus, mit den großen Unterschieden umzugehen, die die Vielfalt in der Stadt mit sich bringt, sowohl für Menschen mit als auch ohne Migrationshintergrund? Wir denken dabei nicht nur an Hautfarbe und Herkunft, sondern auch an Unterschiede beispielsweise mit Blick auf Überzeugungen und

Geschlecht. Ein Beispiel: Sollte eine Führungskraft, die ein superdiverses Team leitet, nicht eigentlich die Vielfalt in ihrem Team annehmen und entsprechend handeln, um mit diesem Team erfolgreich zu sein? Auch hier handelt es sich um eine empirische Frage und nicht um eine normative Frage.

Zweitens können wir vor diesem Hintergrund Integration nicht mehr als einen einseitigen Prozess betrachten, der hauptsächlich Menschen mit Migrationshintergrund betrifft. Wir müssen Integration so sehen, wie der Begriff ursprünglich auch gedacht war: als einen zwei- oder sogar mehrseitigen Prozess, in dem die vielen Teile zu einem neuen Ganzen zusammenkommen. Alle Gruppen zusammen müssen darin eine Praxis des Zusammenlebens ermöglichen. Ob dies gelingt, hängt logischerweise nicht nur von der Anpassungsfähigkeit derjenigen mit Migrationshintergrund ab, sondern auch derjenigen ohne Migrationshintergrund. Wenn sich jemand ohne Migrationshintergrund in der multikulturellen Nachbarschaft nicht (mehr) wohlfühlt und das nachbarschaftliche Miteinander als unangenehm empfindet, wird dies häufig auf eine vorgeblich „gescheiterte Integration" von Menschen mit Migrationshintergrund geschoben. Dies ist unserer Meinung nach eine viel zu einseitige Sichtweise, weil es immer auch Menschen ohne Migrationshintergrund gibt, die sich in einer superdiversen Nachbarschaft wohlfühlen. Auch Menschen ohne Migrationshintergrund müssen im gesellschaftlichen Umgang mit der migrationsbedingten Vielfalt eine wichtige Rolle spielen und sind mitverantwortlich für das Ergebnis des Zusammenlebens in einer vielfältigen Nachbarschaft. Das bedeutet, dass in unserem theoretischen Rahmen Menschen ohne Migrationshintergrund nicht mehr die passive Normgruppe sind, denn um in der superdiversen Gesellschaft gut zu funktionieren, müssen auch sie sich beteiligen und mit dem sich verändernden Kontext bewegen, der ja auch für sie eine sich ständig verändernde Realität ist. Wir sind uns bewusst, dass dies für Menschen ohne Migrationshintergrund eine psychologische Herausforderung sein kann, weil sie sich immer als die „Norm" sehen konnten, die sich nicht bewegen oder verändern muss. Wir werden in diesem Buch zeigen, dass sich nicht alle Menschen gleich leicht damit tun, sich in der sich verändernden Gesellschaft souverän zu bewegen. Manche Menschen ohne Migrationshintergrund klammern sich an ein Bild der Stadt, das nicht mehr stimmt. Die Praxis des Zusammenlebens aktiv zu gestalten, ist auch nicht immer einfach, sondern erfordert Versuch und Irrtum. Aber es gibt keine Alternative. Wir werden gemeinsam herausfinden müssen, was es braucht, um gut zusammen zu leben.

Mit diesen neuen Grundsätzen wollen wir auch die festgefahrene Integrationsdebatte aufbrechen. Die Forderung nach Anpassung, die für das Integrationsdenken charakteristisch ist, führt dazu, dass sich immer mehr Menschen mit ihrer eigenen oder familiären Migrationsgeschichte ungesehen und unerwünscht fühlen. Zudem werden die Anforderungen an das „Integriert-Sein" immer höhergeschraubt. Dies führt zu Spaltungen in der Gesellschaft, während wir uns stattdessen auch darauf konzentrieren könnten, wie wir das Zusammenleben positiv gestalten.

Eine wichtige Inspiration für unsere Perspektive auf die Praxis des Zusammenlebens in der superdiversen Stadt ist die Systemtheorie von Niklas Luhmann (1984). Sein Werk ist ziemlich schwere Kost, aber Luhmann hat einen wichtigen Punkt: Er argumentiert, dass Integration in „die Gesellschaft" eine viel zu große und abstrakte Idee ist. Seiner Meinung nach ist es besser, an die verschiedenen Lebensbereiche der Menschen anzuknüpfen. Die Menschen leben nicht in „der Gesellschaft", sondern in dem, was Luhmann das „System" ihrer Nachbarschaft, ihres Arbeitsplatzes oder der Schule nennt. Für das Gefühl der Beheimatung und des Wohlbefindens in diesen Systemen ist es wichtig, mit den Menschen verbunden zu sein, die ebenfalls in diesen Systemen funktionieren, und die Interaktionen mit ihnen als angenehm und sinnvoll zu erleben. Jedes Kind, das neu in die Schule kommt, muss sich, unabhängig von seiner Herkunft, in das System der Schulklasse integrieren. Eine erfolgreiche Integration in der Schule hängt davon ab, ob man neue Freunde findet und in der Lage ist, mit ganz verschiedenen Schüler:innen und Lehrkräften umzugehen. In diesem Prozess wird von allen etwas verlangt, muss jede:r etwas beitragen.

Mit dieser Erfordernis von Gegenseitigkeit im Hinterkopf untersuchen wir in diesem Buch, wie Bewohner:innen ohne Migrationshintergrund Teil von Mehrheitlich-Minderheiten-Vierteln werden und daran auch teilhaben. Wir tun dies in drei Schritten: Im ersten Schritt untersuchen wir zum einen den tatsächlichen Kontakt mit Menschen anderer ethnischer Gruppen und zum anderen den Grad der Offenheit gegenüber Unterschieden, die mit der migrationsbedingten Vielfalt einhergehen. Sehen diese Einwohner:innen kulturelle Unterschiede eher als Bereicherung oder als Bedrohung an? Unsere Hypothese ist, dass es für ein erfolgreiches Zusammenleben wichtig ist, mit Menschen aus den verschiedenen Gruppen, die in der Nachbarschaft leben, interagieren zu können und eine offene Haltung gegenüber kulturellen Unterschieden zu zeigen. Einige könnten dem widersprechen und fragen, warum das nötig ist. Ist es nicht genauso gut möglich, in einer solchen Nachbarschaft zu leben, ohne unbedingt mit Menschen mit Migrationshintergrund zu interagieren und offen für kulturelle Unterschiede zu sein? Ja, das ist in der Tat möglich. Wir wollten herausfinden, welche Folgen es hat, wenn die Menschen diese Haltung einnehmen: für sich selbst und für die Nachbarschaft. Das war der zweite Schritt in unserer Analyse: Wir untersuchten, ob sich diejenigen, die angeben, wenig oder keinen Kontakt zu Menschen mit Migrationshintergrund zu haben und kulturelle Unterschiede als Bedrohung empfinden, trotzdem im Quartier wohlfühlen und wie sie ihr Wohlbefinden dort beschreiben.

Wir haben zum Beispiel gefragt, wie sie ihren Kontakt zu ihren unmittelbaren Nachbarn mit Migrationshintergrund bewerten und auch ihre Interaktionen mit den anderen Bewohner:innen des Quartiers im öffentlichen Raum. Wie erleben sie das Zusammenleben?

Im dritten Schritt haben wir den Blick geweitet von der individuellen Ebene zur Praxis des Zusammenlebens auf der Ebene der Nachbarschaft. Wir betrachteten die Summe der interethnischen Begegnungen mit Nachbarn und auf der Straße und ka-

men so zu einer Bewertung des „Diversitätsklimas" in den beforschten Nachbarschaften: Sehen wir eine überwiegend angenehme Praxis des Zusammenlebens oder ist sie eher unangenehm? Die soziale Atmosphäre in der Nachbarschaft ist ein wichtiger Kontext dafür, ob sich Menschen mit und ohne Migrationshintergrund wohlfühlen oder nicht. Eine Nachbarschaft mit vielen unangenehmen Interaktionen und vielen Konflikten bildet einen negativen Kontext. Eine Nachbarschaft mit vielen positiven Interaktionen bietet dagegen einen angenehmeren Kontext.

Anhand dieser drei Analyseschritte entwickeln wir einen theoretischen Rahmen für die Untersuchung der Praxis des Zusammenlebens in der superdiversen Stadt.

Zusammenfassend lässt sich sagen, dass unsere Kritik am klassischen Integrationsdiskurs darin besteht, dass er nicht mehr zu dem superdiversen Kontext passt, in dem die Menschen leben, und dass er von der Erfahrung der Menschen, die in diesem Kontext leben, abgekoppelt ist. Ein Anwohner mit Freunden aus den verschiedenen ethnischen Gruppen in der Nachbarschaft ist daher stark in diesem Viertel verwurzelt und fühlt sich dort zu Hause und sicher. Unserer Erfahrung nach leistet diese Person einen wichtigen Beitrag zu einer erfolgreichen Praxis des Zusammenlebens. Jemand, der sich in seiner eigenen ethnischen Gruppe einschließt und oft in unangenehme Interaktionen und Konflikte verwickelt ist, tut dies hingegen nicht. Dies gilt aus unserer Sicht für Menschen sowohl mit als auch ohne Migrationshintergrund.

Wir laden die Leser:innen ein, sich mit uns auf das Gedankenexperiment einzulassen, die klassische Idee der Integration aufzugeben und stattdessen über die Praxis des Zusammenlebens nachzudenken. Mit diesem Buch zeigen wir, dass Menschen ohne Migrationshintergrund mit all ihren kleineren und größeren Handlungen in einer vielfältigen Gesellschaft eine wichtige Rolle spielen. Das Bewusstsein für diese Rolle und ihre Auswirkungen war ein wichtiger Grund, dieses Buch zu schreiben. Wir hoffen, dass es den Leser:innen ihre Rolle als aktive Bürger:innen, Eltern, Anwohner:innen, Führungskräfte oder politische Entscheidungsträger:innen bewusster macht.

Das Forschungsteam des *Becoming-a-Minority*-Projekts

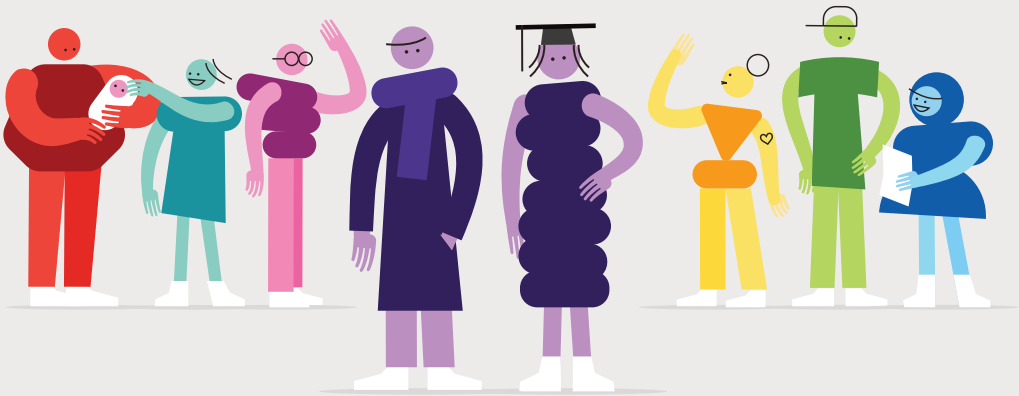
Dieses Buch basiert auf fünf Jahren Forschung, finanziert mit Hilfe des größten individuellen Forschungsstipendiums, das in Europa vergeben wird, dem Advanced Grant des European Research Council (ERC). Das ERC-Stipendium soll Forschern die Möglichkeit geben, das Denken in ihrem jeweiligen Forschungsbereich radikal zu verändern. Wir hoffen, dieser hohen Erwartung mit diesem Buch gerecht zu werden.

Becoming a Minority ist eine international vergleichende Studie, die mit einem großen Forschungsteam durchgeführt wurde. Die Feldforschung und die Begleitung der BaM-Umfrage in den verschiedenen Ländern sowie die Durchführung der Tiefeninterviews wurde von unseren Doktorand:innen Kim Knipprath, Josje Schut, Marina

Läzeri, Lisa-Marie Kraus und später Zakia Essanhaji durchgeführt. Die studentischen Hilfskräfte Josefin Åström in Malmö, Merel Zuurbier in Rotterdam und Rosa Klerkx in Antwerpen halfen dem Team bei den Interviews in den verschiedenen Städten. Laure Michon, die als leitende Forscherin in der Abteilung für Forschung, Information und Statistik der Stadtverwaltung von Amsterdam arbeitet, verstärkte unser Team vorübergehend mit ihrem Wissen und ihrer Erfahrung. Gemeinsam mit der leitenden Forscherin Elif Keskiner und unserer Postdoktorandin Ismintha Waldring koordinierten Frans Lelie und Maurice Crul das Projekt.

Zu unserem Team gehörten Menschen aus verschiedenen Disziplinen: Soziologie, Anthropologie, Sozialpsychologie, Organisations- und Kommunikationswissenschaften und Politikwissenschaften. Diese Vielfalt half uns enorm dabei, die verschiedenen Aspekte des Zusammenlebens in Vielfalt aus unterschiedlichen Blickwinkeln zu betrachten. Andere Formen der Vielfalt in unserem Team, wie Unterschiede in Bezug auf Hautfarbe, ethnische Zugehörigkeit, Geschlecht, Migrationshintergrund, den sozioökonomischen Hintergrund, die familiäre Situation sowie die Erfahrungen, die all dies im Leben mit sich bringt, bereicherten unserer Meinung nach ebenfalls die Datenerhebung.

Von Anfang an haben wir ausdrücklich auch die Diskussion in der Öffentlichkeit gesucht, mit politischen Entscheidungsträger:innen und durch öffentliche Vorträge vor einem breit interessierten Publikum. Diese Interaktionen waren für die weitere Entwicklung unserer Ideen unerlässlich. An dieser Stelle möchten wir uns bei allen bedanken, die mit uns diskutiert und uns bei den Recherchen unterstützt haben. Wir danken Jens Schneider in Hamburg, Wiebke Sievers und Philipp Schnell in Wien, Lore van Praag in Antwerpen und Pieter Bevelander in Malmö für ihre Hilfe und die Aufnahme unserer Doktorand:innen an ihren Forschungsinstituten und in ihren Städten. Unser Dank geht auch an Marcel Coenders und Stijn Daenekindt, die als externe Co-Betreuer unsere Doktorandinnen Marina Läzeri und Lisa-Marie Kraus betreut haben. Den politischen Entscheidungsträger:innen der Gemeinden Amsterdam und Rotterdam, die hier die Datenerhebung ermöglicht haben, möchten wir für ihr Engagement und ihre Beteiligung an der Studie danken. Vor allem aber möchten wir unseren mehr als dreitausend Befragten danken, die sich die Mühe gemacht haben, uns ihre Erfahrungen, Ideen und Praktiken in den superdiversen Städten, in denen sie leben, mitzuteilen.



Die Menschen ohne Migrationshintergrund

Kapitel 2

Welche wichtigen Trends kennzeichnen das Leben in der superdiversen Stadt?

Wenn man den Blick auf die Gruppe richtet, die keinen Migrationshintergrund hat, und die Teilhabe an der superdiversen Stadt in den Mittelpunkt rückt, wie geht man dann vor? Viele Fragen, die seit 40 Jahren an Migrant:innen und ihre Kinder gestellt werden, können mit kleinen Anpassungen auch an Menschen ohne Migrationshintergrund gestellt werden. Anstatt zu fragen, wie viele Freunde jemand aus der Mehrheitsgruppe hat, kann man fragen: Wie viele Freunde mit einem Migrationshintergrund haben Sie? Anstelle der typischen Integrationsfrage, ob man Kontakt zu Nachbarn deutscher Herkunft hat, kann man fragen: Wie viel Kontakt haben Sie zu Nachbarn mit einer Zuwanderungsgeschichte? Anstatt zu fragen, was jemand von der „deutschen Kultur" übernommen hat, können wir die Menschen ohne Migrationshintergrund fragen: Gibt es Dinge, die Sie von anderen Kulturen übernommen haben? Das ist eigentlich erstaunlich einfach, wird aber bisher kaum oder gar nicht gemacht.

Wir wollten solche Fragen an Menschen stellen, die selbst in sehr vielfältigen Vierteln leben. Deshalb haben wir uns für so genannte „Mehrheitlich-Minderheiten-Viertel" (MM-Viertel) entschieden, in denen mehr als die Hälfte der Bewohner:innen eine eigene oder familiäre Migrationsgeschichte haben und in denen also die Menschen ohne Migrationshintergrund eine zahlenmäßige Minderheit bilden. Diese superdiversen MM-Viertel sind in Großstädten nicht mehr die Ausnahme. Man hat Nachbar:innen mit Migrationshintergrund, begegnet ihnen auf der Straße und kauft in Geschäften ein, die von Menschen mit einem Migrationshintergrund geführt werden. MM-Quartiere sind in der Regel recht einfach anhand der Daten in kommuna-

len Statistiken zu identifizieren. Oft handelt es sich um die alten, an die Innenstadt angrenzenden Stadtteile oder Arbeiterquartiere mit vielen Sozialwohnungen, aufgrund der demografischen Entwicklung in der Stadt allerdings zunehmend auch um bürgerlich geprägte Viertel. Die Bewohner:innen ohne Migrationshintergrund dieser Quartiere bilden in der Regel eine heterogene Mischung aus Menschen mit geringem Einkommen, die in Sozialwohnungen oder relativ günstigen Mietwohnungen leben, und Menschen mit höheren und mittleren Einkommen, die in frei finanzierten Miet- oder Eigentumswohnungen leben. Die letztgenannte Gruppe hat in den letzten Jahren aufgrund der in vielen größeren Städten zu beobachtenden Gentrifizierungsprozesse stark zugenommen. Ältere Häuser und Wohnungen, manchmal ehemalige Sozialwohnungen, werden verkauft, renoviert oder durch Neubauten ersetzt, und viele Viertel erhalten dadurch neue Bewohner:innen mit deutlich höheren Einkommen.

Von unserer ersten Idee für die *Becoming-a-Minority* (BaM)-Studie an wollten wir ein internationales Vergleichsprojekt auf die Beine stellen. Dies hatten wir bereits getan, als wir im Rahmen der TIES-Studie die im Land geborenen Kinder von Arbeitsmigrant:innen in 15 Städten in Europa verglichen. Dabei stellten wir große Unterschiede zwischen den Ergebnissen der Bildungs- und Arbeitsmarktkarrieren unserer Zielgruppen in den verschiedenen Städten und Ländern fest. Es stellte sich heraus, dass der nationale Kontext eine große Rolle spielte. In unserer neuen Studie sollte nun untersucht werden, welchen Einfluss der nationale und der städtische Kontext haben könnte. Um dies zu prüfen, führten wir Untersuchungen in drei Hafenstädten (Antwerpen, Rotterdam und Malmö) und drei Städten durch, deren Wirtschaft hauptsächlich auf dem Dienstleistungs- und Finanzsektor basiert (Amsterdam, Hamburg und Wien). Wir erhofften uns von dieser Untersuchung ein differenziertes Bild der Erfahrungen von Einwohner:innen ohne Migrationshintergrund in sehr heterogenen Städten in Westeuropa. Besonders neugierig waren wir auf die Altersgruppe der 25- bis 45-Jährigen, da Menschen in dieser Altersgruppe im Allgemeinen vor der Entscheidung stehen, wo sie leben wollen. Diese Entscheidung hat erhebliche Auswirkungen darauf, wo ihre Kinder zur Schule gehen, mit wem sie Sport treiben und mit wem sie draußen im Café in der Nachbarschaft sitzen. Mit der Entscheidung für ein besonders vielfältiges Viertel gehen weitere wichtige Entscheidungen einher: Entscheiden sie sich beispielsweise für die gemischte Schule im Viertel oder schicken sie ihr Kind lieber auf eine weniger vielfältige Schule außerhalb des Viertels? Wir wollten auch wissen, wie das soziale Leben der Bewohner:innen von superdiversen MM-Vierteln aussieht. Haben sie zum Beispiel einen Partner aus ihrer eigenen ethnischen Gruppe oder sind sie mit jemandem mit Migrationshintergrund zusammen? Und wie beeinflusst dies ihre Vorstellungen und Entscheidungen? Welcher Art von Aktivitäten gehen sie in ihrer Freizeit nach? Und wie sieht die Zusammensetzung ihres Freundeskreises aus?

Wir waren neugierig, ob Menschen ohne Migrationshintergrund bereit wären, an einer Studie zum Thema Vielfalt teilzunehmen, in der sie selbst Gegenstand der

Untersuchung sein würden. In allen sechs Städten baten wir zunächst potenzielle Befragte (weitere Informationen zur Stichprobenziehung finden sich in Anhang 1) per Brief um die Teilnahme an einer Online-Umfrage, für die sie einen individuellen Code erhielten. Die Antworten auf die Online-Umfrage trafen bald aus allen Städten ein. Viele Menschen gaben im Kommentarbereich am Ende der Umfrage an, dass sie froh darüber waren, dass auch sie nun mal an der Reihe waren, gefragt zu werden, wie sie das Leben in einem besonders vielfältigen Viertel erleben. Wir konnten sehen, aus welchen Stadtvierteln besonders viele Antworten zurückkamen, und auch, ob vor allem Menschen mit einem Hochschulabschluss (Fachhochschule oder Universität) reagierten oder im Gegenteil mehr Menschen ohne Hochschulabschluss. Potenziellen Befragten, die auf das erste Schreiben nicht geantwortet hatten, schickten wir ein weiteres Schreiben mit einem Fragebogen auf Papier, den sie kostenlos zurücksenden konnten. In einer dritten Runde haben wir potenzielle Befragte aus Vierteln mit wenig Rücklauf persönlich aufgesucht und sie gefragt, ob sie an der Umfrage teilnehmen würden. Am Ende nahmen insgesamt mehr als dreitausend Bewohner:innen von MM-Vierteln in sechs europäischen Städten an der Umfrage teil, in jeder Stadt etwa fünfhundert Personen, verteilt über alle entsprechenden Viertel der Stadt. Eine solche Umfrage wurde in diesem Umfang in Europa noch nie vorher durchgeführt.

Auf der Grundlage einer Analyse der dieser Daten wählten unsere Doktorand:innen zusammen mit den lokalen Forschungsassistent:innen dann in jeder Stadt jeweils ein Viertel aus, um dort ausführliche Interviews zu führen. Auf diese Weise kamen etwa 150 Interviews zustande. Dabei haben wir versucht, so viele verschiedene Stimmen wie möglich einzubeziehen, bis wir eine gewisse Sättigung in der Vielfalt der Antworten erreicht hatten. In diesem Buch stützen wir uns auf die Umfrage *und* die Interviews, die sich oft sehr gut ergänzen. Wo die Umfrage einen größeren Trend aufzeigt, ermöglichen es uns die Interviews, die Mechanismen, die hinter diesen Trends liegen, besser zu verstehen und zu beschreiben. Zu guter Letzt haben auch die Antworten auf die offene Frage am Ende des Fragebogens dazu beigetragen.

Die Bewertung der Vielfalt in der Nachbarschaft durch die Befragten der *Becoming-a-Minority (BaM)*-Studie

Alle Stadtteile, in denen wir Menschen befragt haben, können anhand der offiziellen Statistiken als MM-Viertel eingestuft werden, d. h., dass mindestens die Hälfte der Bewohner:innen dort einen Migrationshintergrund hat. Wir waren jedoch auch neugierig darauf, wie diese Menschen selbst ihr Viertel wahrnehmen: Erleben sie das Quartier tatsächlich als sehr vielfältig? Und leben Menschen mit einem Hochschulabschluss vielleicht in einem weniger vielfältigen Teil des Quartiers als Menschen ohne Hochschulabschluss? Die BaM-Umfrage zeigt, dass 83 Prozent der Befragten ohne

Hochschulabschluss und 81 Prozent der Befragten mit Hochschulabschluss ihr Viertel auch selbst als ein MM-Viertel charakterisieren (siehe Tabelle 1 in Anhang 2). Somit bezeichnet nur einer von fünf Befragten sein eigenes Viertel nicht als ein Mehrheitlich-Minderheiten-Viertel.

Wir wissen, dass die Befragten in einem MM-Viertel leben, aber es ist natürlich möglich, dass sie in einem Wohnblock mit überwiegend Bewohner:innen ohne Migrationshintergrund leben. Dies scheint bei der großen Mehrheit nicht der Fall zu sein: Nur einer von 10 Befragten gab an, keine oder fast keine Nachbarn mit Migrationshintergrund zu haben. Auch hier sind die Unterschiede zwischen Personen mit und ohne Hochschulabschluss nicht groß (siehe Tabelle 2 in Anhang 2). Diese Ergebnisse zeigen, dass die große Mehrheit der Befragten in einem Nachbarschaftskontext lebt, der durch ein hohes Maß an migrationsbedingter Vielfalt gekennzeichnet ist.

Wie kann man in dem polarisierten Klima rund um das Thema Diversität forschen?

Eine große Herausforderung für das BaM-Projekt war die starke Polarisierung rund um das Thema migrationsbedingte Vielfalt. Wir wurden oft gefragt, ob die BaM-Umfrage nur Menschen anspricht, die diesem Thema negativ gegenüberstehen. Daraufhin haben wir erklärt, dass wir auch Menschen ohne Migrationshintergrund hören wollen, die Vielfalt begrüßen. Wir denken, das ist uns gelungen. Die Kommentare der Befragten am Ende des Fragebogens verdeutlichen dies. Die Frage „Haben Sie etwas zu diesem Fragebogen zu sagen?“ ist eigentlich Standard, aber die beteiligten Umfrageinstitute sagten uns, dass sie noch nie erlebt hätten, dass so viele Befragte am Ende einer Umfrage einen so ausführlichen Kommentar abgegeben haben, das traf auf ein Viertel der Befragten zu. Die Kommentare ließen sich grob in zwei Kategorien einteilen: Befragte, die sich insgesamt positiv zur migrationsbedingten Vielfalt äußerten, schrieben häufig, dass die Umfrage zu viele Fragen zu den potenziell negativen Aspekten der Vielfalt enthielt und dass sie sich dadurch gestört fühlten. Im Gegensatz dazu schrieben diejenigen Befragten, die der migrationsbezogenen Vielfalt negativ gegenüberstanden, dass die potenziell positiven Seiten der Vielfalt in zu vielen Fragen behandelt wurden, was sie störte. Wir haben uns über diese Kommentare gefreut, da wir im Fragebogen genau diese Ausgewogenheit versucht hatten. Außerdem zeigt dies, dass es uns gelungen ist, beide Gruppen von Befragten mit unserem Fragebogen zu erreichen. Gleichzeitig wurde erneut deutlich, wie polarisiert die Debatte um Diversität ist. Viele Menschen fühlen sich persönlich so stark von dieser Debatte betroffen, dass sie sich die Mühe machen, einen ausführlichen Kommentar dazu zu schreiben.

Bevor wir uns näher mit den Ergebnissen befassen, lohnt es sich, den möglichen Einfluss der sogenannten „Selbstselektion“ auf die Ergebnisse in Betracht zu ziehen. Es ist

möglich, dass die Bewohner:innen besonders vielfältiger Stadtteile gerade wegen der vielfältigen Bevölkerungszusammensetzung dorthin gezogen sind. Umgekehrt sind diejenigen, die nicht in einem vielfältigen Viertel leben, vielleicht bewusst nicht dorthin gezogen oder sogar von dort weggezogen. Wir können unsere Befragten aus MM-Vierteln nicht mit Menschen aus anderen Vierteln vergleichen, da wir diese letztere Gruppe nicht einbezogen, also dort keine Befragung durchgeführt haben. Wir können jedoch die Bewohner:innen eines *weniger vielfältigen Teils* innerhalb eines MM-Viertels mit Menschen vergleichen, die in einem vielfältigeren Teil leben. Auf diese Weise können wir bis zu einem gewissen Grad testen, ob es eine Selbstselektion gibt. Sind die Bewohner:innen eines weniger vielfältigen Teils des Viertels gegenüber der Vielfalt negativer eingestellt? Dies scheint nicht der Fall zu sein. Gerade die Bewohner:innen der vielfältigeren Teile eines Viertels sind etwas häufiger negativ gegenüber der Vielfalt eingestellt, was sowohl für Personen mit als auch ohne Hochschulabschluss gilt (siehe Tabellen 3a und 3b in Anhang 2). Dies deutet also nicht auf eine Selbstselektion hin.

Welches sind die großen allgemeinen Trends in der superdiversen Stadt?

In fast allen Ländern, in denen diese Forschung durchgeführt wurde, werden jährlich Erhebungen zum Stand der Integration von Menschen mit Migrationshintergrund durchgeführt. Die Forschungsinstitute untersuchen die Ergebnisse im Bildungswesen und auf dem Arbeitsmarkt sowie das Ausmaß, in dem Menschen mit Migrationshintergrund ihre Meinungen und Gewohnheiten über Generationen hinweg anpassen. Sie werden auch nach ihrem sozialen Umfeld und nach einem Lebenspartner aus einer anderen ethnischen Gruppe befragt. Wir wissen aber so gut wie nichts darüber, wie es den Menschen *ohne* Migrationshintergrund geht, die in denselben superdiversen Vierteln unserer Großstädte leben. Es gibt keine jährlichen Statistiken darüber, wie sie das Leben in einer vielfältigen Nachbarschaft erleben und ob sie Kontakt zu ihren Nachbarn mit Migrationshintergrund haben oder wie sich ihr Freundeskreis zusammensetzt. Willem Schinkel schrieb im Jahre 2018 zynisch, dass Menschen ohne Migrationshintergrund von dem Prozess, den wir Integration nennen, scheinbar freigestellt werden.

Die Ergebnisse unserer BaM-Umfrage zeigen ein sehr gemischtes und teilweise paradoxes Bild: Einerseits scheinen Menschen ohne Migrationshintergrund der migrationsbedingten Vielfalt grundsätzlich positiv gegenüberzustehen, gleichzeitig haben viele von ihnen aber keine oder nur wenige Freunde und Bekannte mit einem Migrationshintergrund. Das gilt insbesondere für Personen mit einem Hochschulabschluss, bei ihnen ist dies sogar der mit Abstand wichtigste Trend, den wir beobachten konn-

ten. Dieses paradoxe Ergebnis war ein wichtiger Ausgangspunkt für unsere weiteren Überlegungen zu den Umfrageergebnissen. Es ist leicht vorstellbar, dass diejenigen, die der migrationsbedingten Vielfalt negativ gegenüberstehen, den persönlichen Kontakt zu Menschen mit Migrationshintergrund meiden. Die Umfrage zeigt aber, dass auch viele Menschen, die Vielfalt sehr positiv sehen, Menschen mit Migrationshintergrund nicht in ihrem Freundes- und Bekanntenkreis haben. Dies ist ein wichtiger Befund für die zentrale Frage unseres Buches, nämlich welchen Beitrag Menschen ohne Migrationshintergrund zur Praxis des Zusammenlebens in der superdiversen Nachbarschaft leisten.

Die BaM-Umfrage ermöglicht es uns festzustellen, inwieweit die Befragten das Gefühl haben, dass ihre deutsche/niederländische/belgische/österreichische/schwedische Kultur durch Menschen mit Migrationshintergrund eher bedroht oder eher bereichert wird. Die Ergebnisse zeigen, dass bei weitem die meisten Befragten die migrationsbedingte Vielfalt als eine Bereicherung ansehen (siehe Infografik 1). Dabei zeigen sich allerdings große Unterschiede zwischen den Antworten von Personen mit und ohne Hochschulabschluss. Daher stellen wir die Ergebnisse für diese beiden Gruppen getrennt dar. Befragte ohne Hochschulabschluss sehen in der migrationsbedingten Vielfalt doppelt so häufig eine Bedrohung wie Befragte mit Hochschulabschluss.

Infografik 1

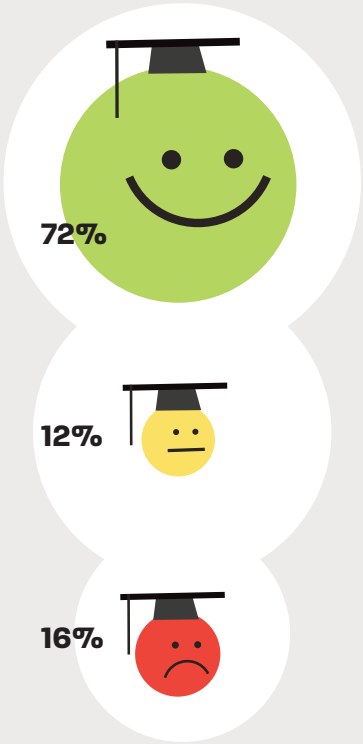
Befragte ohne Migrationshintergrund in Mehrheitlich-Minderheiten-Vierteln: „Migrationsbedingte Vielfalt ist eine Bedrohung oder eine Bereicherung“

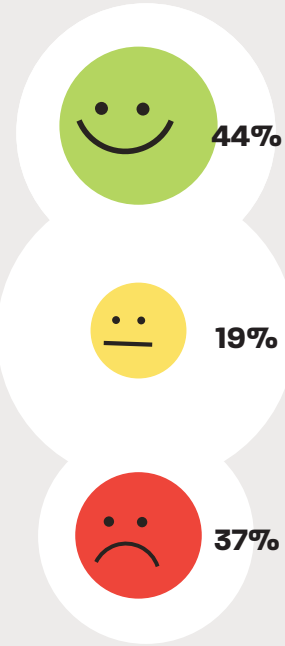
In den sechs BaM-Städten; BaM-Umfrage 2019

Bereicherung

Mittel

Bedrohung





mit Hochschulabschluss

ohne Hochschulabschluss

Drei Viertel der Befragten mit Hochschulabschluss und fast die Hälfte der Befragten ohne Hochschulabschluss sehen in der migrationsbedingten Vielfalt eine Bereicherung. Insgesamt überwiegt hier also die Bereicherung durch migrationsbedingte Vielfalt. Würde man die Bewohnerinnen und Bewohner mit Migrationshintergrund (in den MM-Vierteln mehr als die Hälfte der Bevölkerung) mit einbeziehen, würde sich das Gleichgewicht höchstwahrscheinlich noch weiter in Richtung eines positiven Klimas in Bezug auf die migrationsbedingte Vielfalt verschieben.

Betrachtet man die internationale Forschung zum Leben in ethnisch vielfältigen Vierteln und Städten, so stellt man fest, dass im Allgemeinen vor allem Menschen mit niedrigem sozioökonomischem Status in Arbeitervierteln von der Forschung betrachtet werden (Gest 2016; Hochschild 2016; Lamont 2002; Mepschen 2016). Häufig wird diese Gruppe als diejenige identifiziert, die der Vielfalt am negativsten gegenübersteht und die Wählerschaft von einwanderungsfeindlichen Parteien bilden würde. Dies wird auch in unseren Zahlen deutlich, wenn man den Anteil dieser Gruppe betrachtet, der die migrationsbedingte Vielfalt als bedrohlich empfindet (37 Prozent bei den Befragten ohne Hochschulabschluss gegenüber 16 Prozent bei den Befragten mit Hochschulabschluss). Auch unter den Befragten mit Hochschulabschluss gibt es also eine nicht zu vernachlässigende Gruppe, die der Vielfalt negativ gegenübersteht, aber diese Gruppe wird nur selten beforscht. Personen mit Hochschulabschluss, die sich negativ über Vielfalt äußern, scheinen (wie wir im nächsten Kapitel sehen werden) größtenteils die gleichen Argumente zu verwenden wie Personen ohne Hochschulabschluss, die sich negativ über Vielfalt äußern. Sie schmücken ihre Argumente jedoch eher mit dem Hinweis aus, dass sie keine Rassisten sind, auch wenn sie dann oft in genau denselben Worten wie Personen ohne Hochschulabschluss beschreiben, dass sie die migrationsbedingte Vielfalt als Bedrohung sehen. Ein Beispiel hierfür ist der folgende Kommentar eines Mannes mit Universitätsabschluss aus Antwerpen:

> Multikulti zu kritisieren ist nicht unbedingt Rassismus, ich bin für Vielfalt, das sieht man auch in meinem Freundeskreis. Ich spreche aus Erfahrung. Der Multikulti-Gedanke ist zu weit gegangen, so dass Leute mit rückständigen Traditionen und Vorstellungen, Machismo, (Hetero)Sexismus usw. hier einfach ihre Vorstellungen durchsetzen können. Wie viele Frauen können noch in Großstädten herumlaufen, ohne belästigt zu werden? Es stimmt auch, dass Neuankömmlinge in der Sozialhilfe überrepräsentiert sind. Für einen Teil der Neuankömmlinge stehen diese Leistungen an erster Stelle und erst dann die Arbeitstätigkeit. Wenn es jemandem nicht gelingt, die Sprache zu beherrschen und eine Arbeit zu finden, sollte er die belgische Staatsangehörigkeit nicht annehmen dürfen, selbst wenn er hier Kinder bekommt.

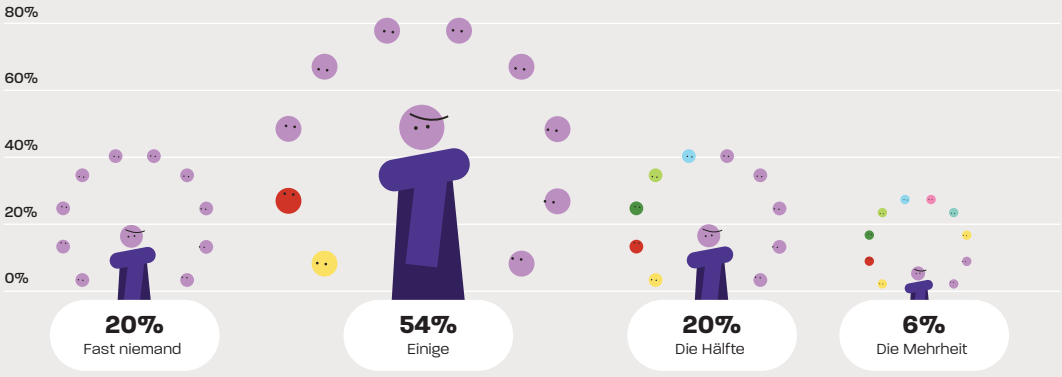
Im nächsten Kapitel werden wir uns eingehender mit den Beweggründen sowohl derjenigen befassen, die Vielfalt als Bedrohung ansehen, als auch derjenigen, die sie als Bereicherung betrachten.

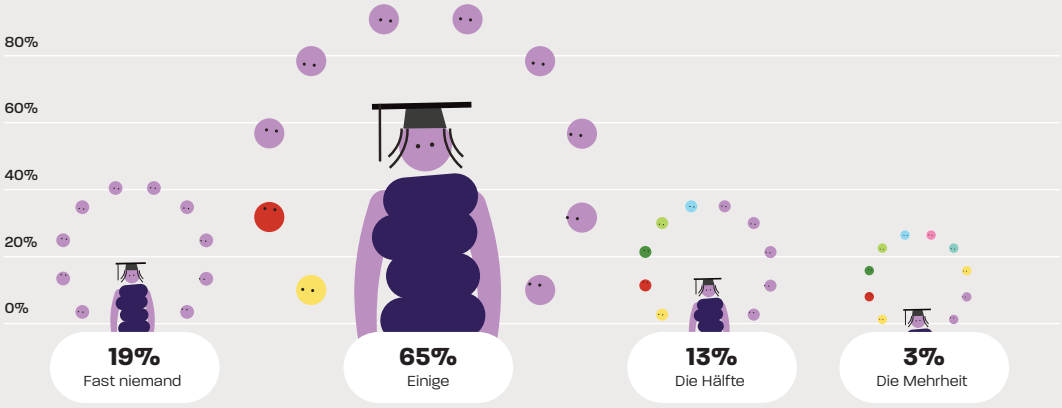
Die Befragten ohne Migrationshintergrund haben also mehrheitlich eine positive Einstellung zur migrationsbedingten Vielfalt, aber spiegelt sich dies auch in ihrem sozialen Verhalten wider? Der Bekanntenkreis der meisten Befragten besteht überwiegend aus Menschen, die wie sie keinen Migrationshintergrund haben (siehe Infografik 2). Von den Befragten mit Hochschulabschluss hat nur jeder Sechste einen Bekanntenkreis, der – wie auch die Nachbarschaft, in der sie leben – zu mehr als der Hälfte aus Menschen mit Migrationshintergrund besteht.

Infografik 2

Befragte ohne Migrationshintergrund in Mehrheitlich-Minderheiten-Vierteln:
„Wie viele *Bekannte* haben einen Migrationshintergrund?“

In den sechs BaM-Städten; BaM-Umfrage 2019

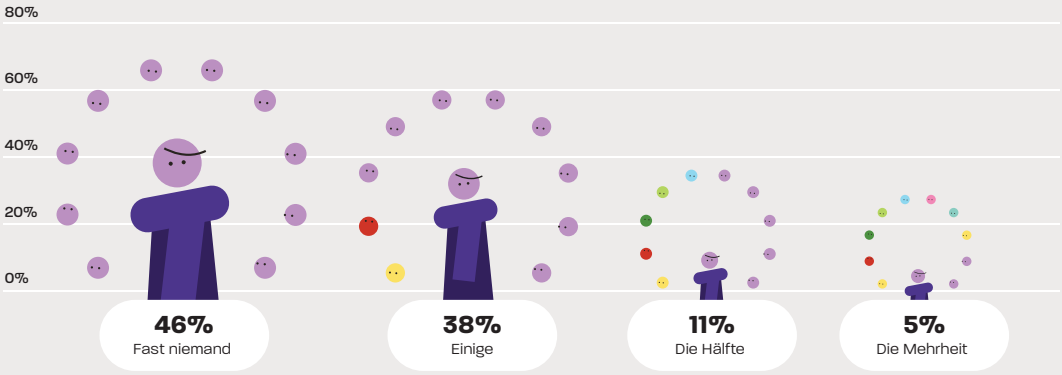


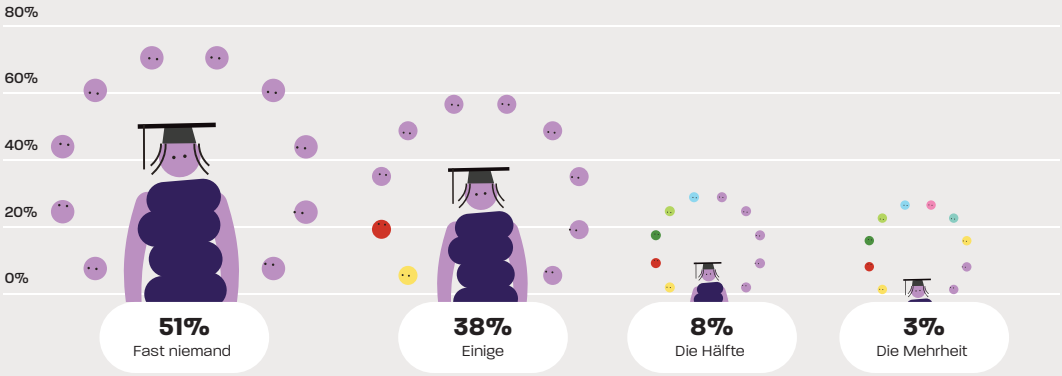


Infografik 3:

Befragte ohne Migrationshintergrund in Mehrheitlich-Minderheiten-Vierteln:
„Wie viele *Freunde* haben einen Migrationshintergrund?“

In den sechs BaM-Städten; BaM-Umfrage 2019





mit Hochschulabschluss

ohne Hochschulabschluss

Noch homogener wird das Bild, wenn wir nach dem Freundeskreis fragen, der enger ist als der Bekanntenkreis. Die Hälfte der Befragten mit einem Hochschulabschluss antwortet, keine oder fast keine Freunde mit Migrationshintergrund zu haben. Ein Drittel gibt an, einige Freunde mit Migrationshintergrund zu haben (siehe Infografik 3).

Personen mit einem Hochschulabschluss scheinen also einen Freundes- und Bekanntenkreis zu haben, der sich in seiner Herkunft deutlich von der Zusammensetzung der Nachbarschaft unterscheidet. Bei den Personen ohne Hochschulabschluss ist das Bild etwas differenzierter, aber auch sie haben überwiegend keinen engen persönlichen Bezug zu Personen mit Migrationshintergrund.

Kapitel 3

„Ich befasse mich lieber näher mit Dingen, als Angst vor ihnen zu haben“

Die migrationsbedingte Vielfalt ist eines der am stärksten polarisierten Themen in Westeuropa. Was kennzeichnet die Mitglieder der Gruppe, die die migrationsbedingte Vielfalt als Bedrohung sieht? Und was charakterisiert diejenigen, die sie dagegen tatsächlich als eine Bereicherung sehen? Wir untersuchen dies anhand der BaM-Umfrage, der Interviews und der Kommentare, die die Befragten bei der Umfrage hinterlassen konnten. Mit all diesem Material können wir ein reichhaltiges Bild zeichnen und sichtbar machen, warum manche Menschen in dieser Debatte eine bestimmte Position einnehmen und warum andere eine andere Richtung wählen.

Was sagt die Literatur über Vielfalt als Bedrohung oder Bereicherung?

Wenn man in der Literatur nach Erklärungen dafür sucht, warum Menschen Vielfalt als Bedrohung oder im Gegenteil als Bereicherung empfinden, landet man schnell in der sozialpsychologischen Forschung. Von besonderer Bedeutung ist die sogenannte „Kontakthypothese“ von Gordon Allport (1954). Vereinfacht gesagt besagt diese Hypothese, dass der Kontakt zwischen Menschen unterschiedlicher Herkunft und/oder Hautfarbe unter bestimmten Bedingungen zu Toleranz und gegenseitigem Verständnis führt. Die wichtigste Voraussetzung dafür ist nach Allport und anderen, dass die Menschen nicht nur ähnliche Rollen, sondern auch ähnliche Ziele haben. Der gegenseitige Kontakt führt nach dieser Theorie dann zu einem allgemein positiven Szenario des gesellschaftlichen Zusammenlebens. Die Kontakthypothese wurde als Reaktion auf

die Aufhebung der Rassentrennung in der US-Armee während und nach dem Zweiten Weltkrieg entwickelt. Schwarze und weiße Soldaten hatten ähnliche Aufgaben, trugen die gleiche Uniform und verfolgten auch ein gemeinsames militärisches Ziel. Damit waren alle Bedingungen der Kontakthypothese für ein positives Ergebnis erfüllt. Die Antworten auf die BaM-Umfrage zeigen, dass Menschen, die in einer superdiversen Nachbarschaft leben, der migrationsbedingten Vielfalt im Grundsatz positiv gegenüberstehen, genau wie es die Kontakthypothese vorhersagt. Aber eine Minderheit in genau denselben Wohnverhältnissen sieht die Vielfalt tatsächlich als Bedrohung an. Wie lassen sich ihre Ansichten erklären?

Eine weitere wichtige Theorie ist die *Theorie der rassischen Bedrohung* von Blalock (1967), die genau das Gegenteil vorhersagt: interethnische Konflikte. Bei dieser ebenfalls in den 1950er Jahren entwickelten Theorie liegt der Schwerpunkt auf der Befürchtung der jeweils dominanten ethnischen Gruppe, dass sie ihre eigene Machtposition durch die Zunahme von Minderheitengruppen in ihrer unmittelbaren Umgebung verlieren könnte. Hier führt das Aufeinandertreffen tatsächlich zu Konflikten. Horowitz (1985) entwickelte diese Theorie als *Theorie des ethnischen Gruppenkonflikts* weiter und fügte hinzu, dass ein wichtiger zugrundeliegender Prozess darin besteht, dass Menschen ein psychologisches Bedürfnis danach haben, sich mit den Menschen ihrer eigenen ethnischen Gruppe und/oder Hautfarbe (der *Ingroup*) zu identifizieren, und dass diese Identifikation häufig mit einer Ablehnung derjenigen mit anderer Herkunft und/oder anderen äußeren Merkmalen (der *Outgroup*) einhergeht.

Diese beiden Hauptrichtungen im Denken über interethnische Kontakte und daraus resultierende Einstellungen sind in Hunderten von empirischen Studien überprüft worden (Amir 1976; Paolini et al. 2014; Pettigrew1998; für einen Überblick siehe Pettigrew & Tropp 2006) und haben oft auch zu gegensätzlichen Ergebnissen geführt (Árnadóttir et al. 2018; Barlow et al. 2012; Kros & Hewstone 2020; Mepschen 2016; Smet & Kreuk 2008).

In den folgenden Abschnitten zeigen wir im Einzelnen auf, warum einige Menschen ohne Migrationshintergrund, die in einer superdiversen Nachbarschaft leben, Vielfalt als Bedrohung empfinden, und was sie charakterisiert. Wie die Theorie der ethnischen Gruppenkonflikte vorhersagt, fühlen sich die Mitglieder dieser Gruppe durch die Präsenz großer Minderheitengruppen in ihrer unmittelbaren Nachbarschaft bedroht. Sie scheinen, auch angesichts der Interviewzitate und -kommentare, in eine negative Abwärtsspirale zu geraten, die durch Wut und Frustration gekennzeichnet ist. Die Gruppe der Befragten, die Vielfalt als Bereicherung empfindet, reagiert dagegen positiv auf Interaktionen mit Menschen mit Migrationshintergrund, genau im Einklang mit der Kontakthypothese. Die Mitglieder dieser Gruppe fühlen sich in ihrer superdiversen Nachbarschaft zu Hause und wohl und beschreiben die Bereicherung, die dies für ihr Leben bedeutet.

Was zeichnet diejenigen aus, die migrationsbedingte Vielfalt als Bedrohung sehen?

Die Gruppe, die Vielfalt als Bedrohung sieht, wird in der Literatur häufig als politisch unzufriedene Gruppe bezeichnet, die sozioökonomisch „abgehängt" ist, sich in der eigenen Nachbarschaft fremd fühlt, das Vertrauen in die Politik und die Politiker:innen verloren hat und Migrant:innen und Geflüchteten stark ablehnend gegenübersteht (siehe u. a. Gest 2016; Haga 2000; Hochschild 2016; Lamont 2002; Mepschen 2016). Die Ergebnisse der BaM-Umfrage zeigen, dass viele Menschen, die Vielfalt als Bedrohung sehen, in der Tat der Politik gegenüber distanziert sind und Politiker:innen ablehnen. Mehr als die Hälfte dieser Befragten gab an, dass sich die Politik nicht interessiert für die Probleme, die sie erleben. Ein nicht unerheblicher Teil verknüpft in den Kommentaren am Ende der Umfrage und in den Interviews die Unzufriedenheit in verschiedenen Bereichen (der Islam, Wohnen, Arbeit) mit dem Gefühl, von der Politik im Stich gelassen zu werden.

Die Zitate in diesem Abschnitt spiegeln die Unzufriedenheit einiger dieser Befragten mit Migrant:innen und Menschen anderer Hautfarbe wider. Wir geben zunächst zwei Zitate von Befragten aus Malmö und Wien wieder, die ihre Unzufriedenheit mit (einem Teil der) Migrant:innen explizit mit ihrer Kritik an der Politik verbinden:

> Die Tatsache, dass die Politiker so viel Angst haben, sich die Finger zu verbrennen, und vor all den radikalen Scharia-Muslimen, die weder Schweden noch die Schweden noch unsere Werte zu mögen scheinen, die Augen verschließen, macht einen schon ein wenig mutlos. Man lässt sie gewähren und erlaubt ihnen, so viele andere Muslime zu schikanieren, die hierherkommen und sich eigentlich integrieren, Teil unserer Gesellschaft werden und als moderne Muslime leben wollen … Die muslimische Kollegin meines Freundes trägt kein Kopftuch, wenn sie und ihre Familie ihr Heimatland besuchen, aber hier in Schweden traut sie sich nicht, hier trägt sie eins.

Im folgenden Zitat verbindet der Befragte aus Wien sein mangelndes Vertrauen in die Politik mit dem klassischen Thema der Migrant:innen als „Sozialtouristen":

> Die echten Österreicher sterben aus. Die Politiker sollten endlich die Augen öffnen und auf uns Österreicher schauen, es ist unser Land! In der Türkei können sie sich auch nicht so benehmen, wie sie es hier bei uns tun. Die arbeiten nicht, die leben auf meine Kosten. Ich arbeite hart und mehr als 250 Stunden im Monat und komme mit dem Geld nicht über die Runden. Mir wird nicht geholfen! Dann sagen sie, ich verdiene zu viel, bravo Österreicher, gratuliere!

Mehr als die Hälfte der Befragten, die in der BaM-Umfrage die migrationsbedingte Vielfalt als Bedrohung sehen, sind der Meinung, dass Migrant:innen von der Regierung besser behandelt werden als sie selbst. Viele Befragte aus dieser Gruppe meinten

in den Interviews, dass sie ungleich behandelt würden, wenn es etwa um Wohnen und Sozialleistungen geht. Eine andere Befragte aus Wien benennt in ihrem Kommentar am Ende der Umfrage etwa den unfairen Wettbewerb um günstigen Wohnraum:

> Als Österreicherin sollte ich die Möglichkeit haben, eine Familie zu gründen, aber in Wien ist es unmöglich, eine bezahlbare Familienwohnung zu bekommen. Bitte tun Sie mehr für Österreicher und nicht für Migranten.

Die Befragten, die die Vielfalt als Bedrohung sehen, geben überwiegend an, dass die Regierung Migrant:innen ihnen gegenüber bevorzugt und dass sie sich als Opfer umgekehrter Diskriminierung fühlen. Mehr als zwei Drittel dieser Gruppe antworteten auf die entsprechende Frage in der Umfrage, dass sie als Menschen ohne Migrationshintergrund diskriminiert werden. So schreibt zum Beispiel ein Mann aus Antwerpen:

> Was Sie nicht fragen, ist, ob ich nicht tagtäglich wegen meiner rechtsgerichteten Ansichten und Ideen diskriminiert werde. Seltsam? Denn das passiert doch täglich. Menschen wie ich können auch keine anständigen Nachrichten mehr sehen, oder sie sind verzerrt oder halbiert, oder der Terrorist ist ein „Belgier". Darüber sollte man dringend eine Umfrage machen.

Ein Befragter aus Wien fasste das Gefühl, das Österreicher:innen diskriminiert werden, wie folgt zusammen:

> Österreicherinnen und Österreicher sollten im eigenen Land wieder bevorzugt und nicht diskriminiert werden.

Die Gruppe, die Vielfalt als Bedrohung empfindet, ist im Allgemeinen stolz auf ihre nationale Kultur. Die meisten Mitglieder dieser Gruppe geben – nicht unerwartet – an, dass sie finden, dass ihre Kultur anderen Kulturen gegenüber überlegen ist. Sie argumentieren zum Beispiel, dass Menschen ohne Migrationshintergrund ihre nationale Kultur bewahren und Menschen mit Migrationshintergrund sich an diese anpassen sollten. Das Thema der kulturellen Anpassung wurde auch in den Interviews häufig aufgebracht. Eine Frau aus Antwerpen formulierte es so:

> Ich habe kein Problem mit Menschen aus anderen Ländern. Das Problem ist, dass viele dieser Menschen unser System, das voller Löcher ist, ausnutzen. Sie zwingen uns ihre Kultur auf und weigern sich, sich anzupassen. Wir alle lassen das einfach zu. Wenn wir in ihre Länder reisen, und sei es nur zum Urlaub, passen wir uns immer an.

Ein Befragter aus Hamburg meinte, das Gefühl zu haben, dass er sich anpassen müsse und nicht die Migrant:innen:

> Ich bin absolut kein Mensch, der rassistisch veranlagt ist. Dennoch glaube ich, dass diejenigen, die nach Deutschland kommen, um hier zu leben und zu arbeiten, sich mit der deutschen Kultur und ihren Eigenheiten auseinandersetzen sollten. Aber die Politik gibt den Menschen das Gefühl, dass wir Deutschen uns anpassen müssen, sei es im Bildungssystem oder anderswo, und das sollte nicht so sein. Dann ist es nicht verwunderlich, dass dumme Deutsche [von Menschen mit Migrationshintergrund] ausgelacht und beschimpft werden.

Man kann sich vorstellen, dass dieses Gefühl von Ungerechtigkeit und diese Sichtweise auf Menschen mit Migrationshintergrund deutliche Auswirkungen auf das Wohlbefinden dieser Gruppe von Befragten hat und sich dies auch auf ihr Gefühl, in dem superdiversen Viertel, in dem sie leben, zu Hause zu sein, auswirkt. Dieses Gefühl wiederum kann sich auch stark auf das Lebensumfeld in der Nachbarschaft auswirken, da sich die Frustrationen dieser Gruppe nicht selten in allen möglichen unangenehmen Interaktionen in der Nachbarschaft niederschlagen. Bei einem Teil der Gruppe, wie wir später im Buch sehen werden, führt dies auch zu physischen Auseinandersetzungen und gegenseitigen Beschimpfungen.

Aber auch diejenigen, die Vielfalt tatsächlich begrüßen, nehmen die großen Veränderungen in ihrer Nachbarschaft wahr, wie im folgenden Zitat eines Einwohners von Rotterdam:

> Vor den 1960er Jahren lebten hier nur Rotterdamer. Die hatten hier ihre Wurzeln. Und weil das ärmere Viertel waren, kamen auch die Gastarbeiter hierher. Für sie [die ursprünglichen Rotterdamer] war es ziemlich heftig, wie das passierte. Wenn eine ganze Schar auf einmal kommt, ändert sich die Zusammensetzung des ganzen Viertels sehr schnell. Diese Leute haben weniger Geld, eine andere Kultur. Es wird ihnen gewissermaßen aufgezwungen, so erleben sie es, es ist ihr Viertel. Der Bevölkerung wird etwas aufgezwungen und dann ziehen viele Leute weg und es gab eine Menge Aufregung darum. Sie waren es gewohnt, die Türen offen stehen zu lassen, jeder kannte jeden, jeder konnte zu jedem gehen. Das hat sich geändert. Mein Nachbar, aus meinem ersten Haus, hat sich sehr darüber beschwert. Ich muss auch sagen, für ihn war das schon seltsam, erst eine einheimische Bevölkerung und dann nur noch Einwanderer.

Eine wichtige Schlussfolgerung, die wir aus den Ergebnissen der *Becoming-a-Minority*-Umfrage und den Interviews ziehen, ist, dass das Zusammenleben von Menschen aus so vielen verschiedenen Teilen der Welt mit ihren unterschiedlichen Sprachen, Gewohnheiten und Ansichten nicht selbstverständlich ist. Wir glauben nicht, dass es sinnvoll ist, diese Beunruhigung abzustreiten. Es geht nicht immer leicht und reibungslos, es muss daran gearbeitet werden, und zwar von allen Menschen, die an der Praxis des Zusammenlebens in der superdiversen Stadt beteiligt sind.

Es ist wichtig, nicht alle, die Vielfalt als Bedrohung sehen, in einen Topf zu werfen. Denn sie nehmen erstens die migrationsbedingte Vielfalt nicht alle im gleichen Maße als Bedrohung wahr und sie gehen zweitens in der Praxis unterschiedlich damit um (siehe auch Kapitel 6). Wenn man es – wie wir es getan haben – zuspitzt auf die Frage, ob die Vielfalt eher als Bedrohung oder eher als Bereicherung gesehen wird, so wählt diese Gruppe die Antwort, dass sie Vielfalt eher als Bedrohung sieht. Eine signifikante Untergruppe innerhalb dieser Gruppe, nämlich ein Drittel, bejaht jedoch die Aussage, dass „es eine Bereicherung ist, von Menschen aus anderen Kulturen in der Nachbarschaft zu lernen". Dieses überraschende Ergebnis bietet einen wichtigen Ansatzpunkt zur Verbesserung der Praxis des Zusammenlebens.

Viele Menschen aus der Gruppe, die Vielfalt als Bedrohung sieht, geben an, dass sie das Gefühl haben, dass ihre Probleme und Beschwerden nicht ernst genommen werden. Dies dürfte tatsächlich häufig so sein, denn viele Menschen wollen Probleme und Beschwerden nicht hören, wenn sie diskriminierend geäußert werden und Menschen mit Migrationshintergrund zu Sündenbocken gemacht werden. Durch das Gefühl, nicht ernst genommen zu werden, fühlt sich diese Gruppe jedoch allein und von der „Elite" der Medien, Politiker:innen und Entscheidungsträger:innen im Stich gelassen. Dadurch verpassen wir als Gesellschaft aber eine wichtige Chance zu versuchen, ob diese Personen zusammen mit anderen Einwohner:innen nicht eigene Lösungen für einige ihrer Beschwerden finden können. Man denke zum Beispiel an Beschwerden über Müll auf der Straße oder Lärmbelästigungen. Unter diesen leiden auch die Bewohner:innen mit Migrationshintergrund. Ein wichtiges Element der Öffnung, die das Nachdenken über die Praxis des Zusammenlebens bietet, ist, dass Menschen mit und ohne Migrationshintergrund gemeinsam die Eigentümer:innen der Praxis des Zusammenlebens sind und daher auch gemeinsam auf die Suche nach Lösungen gehen sollten.

Was zeichnet diejenigen aus, die migrationsbedingte Vielfalt als Bereicherung empfinden?

Die Gruppe derjenigen, die migrationsbedingte Vielfalt überwiegend als Bereicherung ansieht, ist viel weniger untersucht worden als die Gruppe aus dem vorherigen Abschnitt (Blokland & Van Eijk 2010; Jiménez 2017; Martinovic 2013; Wessendorf 2014). In der öffentlichen Debatte wird jedoch ein recht homogenes Bild dieser Gruppe gezeichnet: Es wird gesagt, dass sie sich selbst als „Weltbürger" sehen, linke Ansichten vertreten und sich aus einem starken Gerechtigkeitssinn heraus für Migrantinnen und Migranten einsetzten. Sie seien diejenigen, die die multikulturelle Gesellschaft befürworten und finden, dass auch Menschen mit Migrationshintergrund darin einen Platz haben sollten.

Auch hier können wir das Bild der öffentlichen Debatte und das (engere) Bild in der Fachliteratur anhand der BaM-Daten weitgehend bestätigen. Die Befragten, die migrationsbedingte Vielfalt als Bereicherung sehen, ordnen sich überwiegend links oder ganz links im politischen Spektrum ein und sehen sich viel stärker als Weltbürger. Das heißt aber nicht, dass sie nicht gleichzeitig stolz auf ihre nationale Identität sind: Eine überwältigende Mehrheit von 82 Prozent stimmt der Aussage „Ich bin stolz auf meine nationale Identität" zu. Die Antworten auf andere Fragen zeigen jedoch, dass hier die nationale Identität eher als eine offene Identität gesehen wird, in der auch Platz für Neuankömmlinge ist. Eine Frau aus Antwerpen spricht von einem „Smospot" (eine Art Eintopf):

> Ach Gott [seufz]. *Amai!* Mir gefällt die Idee, dass Belgien doch Belgien bleibt, aber natürlich auf eine bestimmte Art und Weise. Die belgische Identität … Wir haben bereits drei Gemeinschaften … [Wallonisch, Flämisch und Deutsch]. Ich denke, das ist eine Stärke, dass hier immer doch nach Gemeinsamkeiten und Brücken gesucht wird, um zusammenarbeiten zu können. Ich glaube nicht, dass es so etwas wie eine belgische Identität gibt. Ich würde es gerne als eine multiple Identität sehen, als einen ‚smospot'. Denn Belgien gibt es eigentlich nicht wirklich, das ist auch nur künstlich geschaffen worden in 1830 oder wann das war. Es ist eine Mischung aus Franzosen, Spaniern, Niederländern, Burgundern, Deutschen … und dann all die Leute, die hierher kommen … Ich würde es als Stärke betrachten, wenn … Diese Diskussion, dass die Wallonen kein Niederländisch lernen und warum müssen wir Französisch lernen? Dann denke ich: Seid froh! Dass ihr Französisch und Niederländisch habt, dass ihr die Vielfalt und den Mehrwert von Diversität seht.'

Die Befragten, die migrationsbedingte Vielfalt als Bereicherung sehen, antworten auf die Aussage in der BaM-Umfrage, dass „Schulen sich auf die kulturell vielfältigen Hintergründe ihrer Schüler:innen mit Migrationshintergrund einstellen sollten", in großer Zahl mit „stimme zu" oder sogar „stimme stark zu". Sie antworteten in der Umfrage auch häufiger, dass sie Gepflogenheiten anderer Kulturen übernehmen oder bereit sind, ein paar Worte in einer anderen Sprache zu lernen, um mit ihren Nachbarn mit Migrationshintergrund kommunizieren zu können.

Ein Beispiel hierfür stammt aus einem Interview mit einem Mann aus Hamburg. Auf die Frage, ob er sich vielleicht auch an das Leben mit so vielen Kulturen in seinem überaus vielfältigen Stadtteil Wilhelmsburg angepasst habe, antwortet er bejahend:

> Befragter: Ja, kleine Sachen, vielleicht einfach. Bei meinem Lieblingskiosk. So dass mann da schon irgendwie höflich versucht zu sein. Und ich versuche ein bißchen türkisch zu reden. Also ganz ganz rudimentär. Aber so die Basics, dass man wenigstens mal Hallo und wie geht's sagen kann und Tschüss. Das ist so mein Ding, was ich ab und zu mal versuche, irgendwie auch beim Döner bestellen oder so. Und das macht schon viel aus, und … also für mich ja, auch persönlich. Ich weiß nicht, wie es den Leuten damit geht. Aber ich fühle mich dadurch irgendwie ein bißchen bewusster. Also …

Interviewer: Freuen die sich darüber dann?
Befragter: Ja. Also sehr unerwartet, glaube ich. Machen nicht so viele.

In der Literatur wird recht wenig über die Attraktivität oder den möglichen Mehrwert oder Gewinn davon, in einem superdiversen Viertel zu leben, für die Menschen gesagt, die Vielfalt als Bereicherung sehen. Da es interessant ist, zu erfahren, was die Menschen selbst als Mehrwert oder Gewinn für sich sehen, haben wir in den Interviews explizit danach gefragt. Und auch in den Kommentaren am Ende der Umfrage gibt es hierzu spontane Äußerungen. So erwähnte beispielsweise eine Frau aus Antwerpen, dass es ihr wichtig sei, Kindern den kulturellen Reichtum zu vermitteln, den das Leben in einem superdiversen Viertel mit sich bringt:

> Weil man andere Sprachen hört und sie auch sprechen muss. Das macht mir selbst sehr viel Spaß. Es macht mir auch viel Spaß, das an meine Kinder weiterzugeben. Dass nicht der eigene Bezugsrahmen „die Wahrheit" oder „der einzige" ist. Dass es einfach viele verschiedene Bezugssysteme gibt. Und das kann man nur erfahren, wenn man die Tür aufmacht und die Vielfalt direkt vor der Haustür steht. Das kann man nicht aus Büchern oder aus dem Fernsehen lernen. Aber das ist etwas, das vor deiner Haustür passiert.

In dem folgenden Zitat erklärt ein Mann aus Amsterdam, dass kulturelle Vielfalt für ihn eine Voraussetzung für ein angenehmes Leben ist:

> Sie ist wirklich die Grundlage für ein gesundes Leben. Ich denke, die meisten Biologen werden auch anerkennen, dass die Artenvielfalt sehr wichtig ist, angefangen bei den Hühnern. Es gibt auch viele Studien darüber, dass Vielfalt entscheidend für die kreative Entwicklung ist, und dass die Menschen deshalb … ich muss mal kurz winken [ein Bekannter kommt vorbei] … aber dass es lebenswichtig ist, Vielfalt ist lebenswichtig. Ich verstehe, dass die Menschen die Polarisierung als Machtmittel benutzen, und deshalb ist es so wichtig, wenn ich mir dieses Viertel anschaue, was es für mich bedeutet, denn das war deine Frage, dass ich nach Hause komme, an einen Ort, wo einige grundlegende Punkte des „Seins" vorhanden sind. Es geht nicht darum, dass ich sage: „ich werde dieses Viertel nie wieder verlassen", darum geht es nicht, sondern darum, dass ich in diesem Viertel das gefunden habe, was ich an vielen anderen Orten vermisse, nämlich die Vielfalt des Denkens, der Kultur, der Geschichte, des Wissens.

Ein Mann aus Rotterdam berichtet von den angenehmen Kontakten zu seinen Nachbarn mit Migrationshintergrund:

> Ich hatte selbst schon viele türkische und marokkanische Nachbarn. Man kennt seine direkten Nachbarn gut und sie sind alle supercool. Sie bringen dir Essen, rauchen eine Zigarette mit dir im Treppenhaus. Ich hatte eigentlich nie Probleme mit ihnen. Wenn ihr Herd kaputt war, kamen sie immer zu mir und fragten mich, ob ich kommen und nachsehen könnte. Wenn sie etwas nicht verstanden haben, hieß es sofort: „Nachbar, Nachbar", einfach sehr nett. Es wird auch alles übertrieben mit diesen Problemen.

Eine Frau aus Antwerpen nennt die informellen Kontakte in Geschäften, die von Menschen mit Migrationshintergrund geführt werden, als einen Mehrwert des Lebens in einem superdiversen Viertel:

> Ich finde auch die Art des Einkaufens angenehm. In die Handelsstraat komme ich wirklich gerne. In diesen Geschäften hat das viel mit dem Preis zu tun, aber auch mit den Umgangsformen. Ich gehe zum Beispiel oft zu Kadèr. Wenn ich kein Geld dabeihabe, kann ich einfach kommen und es später geben. Das ist alles so normal.

Ein Hamburger sagt, er fühle sich in seinem superdiversen Kiez sehr wohl:

> Ich konnte genauso sein, wie ich bin. Also, in Ottensen [weniger vielfältiges Viertel] habe ich mich nicht wohl gefühlt. Da war ich einsam. Weil da halt, da kommst du nirgendwo schnell rein in die … die gehen da ein bisschen blinder durch die Gegend, die Menschen. Das ist nicht so eine Herzlichkeit, wie hier. Hier gehst du einmal zum Döner kaufen und beim nächsten Mal gehörst du schon zur Familie. [lacht] Ist so! Nä, weil man sich ja auch erinnert. Dorfcharakter halt. Total klasse.

Ein junger Mann aus Rotterdam erwähnt die Vielfalt und die Kontakte in seiner Einkaufsstraße, als er gefragt wird, ob er gerne in einem Viertel mit mehrheitlich Minderheiten lebt:

> Ich weiß nicht so recht, ich habe nie wirklich darüber nachgedacht. Ich mag es wirklich, wenn ich alles zusammen sehe, dann fühle ich mich mehr wie in Rotterdam. Und das wiederum fühlt sich mehr wie zuhause an, also denke ich, ja. Dann doch. In diesen Momenten fühle ich mich ein bisschen glücklicher, wenn ich in der türkischen Bäckerei eben noch *last minute* ein Sandwich hole und ein nettes Gespräch führe.

Aber auch für die Befragten, die Vielfalt als Bereicherung empfinden, ist das Leben in ihrem Viertel nicht nur Freude und Sonnenschein. Sie beschweren sich genauso viel über den Müll auf der Straße, über rücksichtslose Jungs, die mit ihren Motorrollern durch die Straße rasen, oder über herumlungernde Jugendliche, die Mädchen belästigen. Sehr oft beschreiben sie dieselbe Art von Vorfällen wie diejenigen, die die Vielfalt als Bedrohung empfinden. Sie führen solche Vorfälle jedoch auf eine begrenzte Gruppe zurück und werfen nicht alle Menschen mit Migrationshintergrund oder einer anderen Hautfarbe in einen Topf. Es ist nicht so, dass sie die Vorfälle ignorieren, aber sie empfinden sie nicht auf dieselbe Weise als bedrohlich und sie lösen bei ihnen auch nicht die Frustration aus, die einige der Menschen fühlen, die Vielfalt als Bedrohung empfinden. Einige derjenigen, die migrationsbedingte Vielfalt positiv bewerten, sagen auch, dass das für sie eine bewusste Entscheidung ist:

> *Interviewer: Haben Sie eine Vorstellung davon, wie Ihre Eltern ethnische Vielfalt sahen?*
> Befragter: Grenzwertig rassistisch. Das denke ich schon. Nicht bewusst, sie würden sich

selbst nie als rassistisch bezeichnen, und sie würden auch nicht Thierry Baudet[3] oder so wählen, aber ich denke, sie haben eine Menge Vorurteile. Ich meine, meine Eltern sind nichts gewohnt, die einzigen Schwulen, die sie kennen, sind aus dem Fernsehen, die einzigen dunklen Menschen in unserem Dorf waren zwei Adoptivkinder, sie haben also keine Ahnung. Ich hätte vor allem Angst haben können, darauf läuft es hinaus. Ich habe mich also sehr aktiv dafür entschieden, dass ich keine Angst vor meinen Mitmenschen haben will, egal, wer sie sind. Ich befasse mich lieber näher mit Dingen, als Angst vor ihnen zu haben.

Viele Menschen, die der migrationsbedingten Vielfalt positiv gegenüberstehen, betonen die Alltäglichkeit, die diese Vielfalt für sie hat. Für sie ist die Vielfalt zur Normalität geworden, über die sie nicht mehr viel nachdenken:

Interviewer: Glauben Sie, dass Sie sich manchmal auch anpassen, weil Sie in einem Viertel mit so vielen Menschen mit Migrationshintergrund leben?
Befragte: Ja, das ist sicher so. Gleichzeitig trage ich aber immer noch kein Kopftuch (lacht laut). Ich kann nicht sagen, dass ich mehr oder weniger tolerant geworden bin, weil ich hier lebe. Das ist schwer zu sagen. Aber das geht vielleicht auch schon damit einher, dass ich hier lebe: Wenn ich ein Problem damit hätte, würde ich mir eine Wohnung in einem anderen Viertel suchen.

Hängen die Unterschiede zwischen Menschen, die Vielfalt als Bedrohung sehen, und solchen, die sie als Bereicherung empfinden, zusammen?

Wir haben bereits in Infografik 1 gesehen, dass das Bildungsniveau eine wichtige Rolle spielt. Menschen ohne Hochschulabschluss scheinen mehr Schwierigkeiten zu haben, mit den manchmal großen Unterschieden zwischen den Bewohner:innen in ihrer Nachbarschaft umzugehen, und sie sehen weniger wahrscheinlich die potenzielle Bereicherung darin. Allerdings unterscheiden sich Personen mit Hochschulabschluss, die der Vielfalt negativ gegenüberstehen, in ihren Argumenten nicht wesentlich von denjenigen ohne Hochschulabschluss, die der Vielfalt ebenfalls negativ gegenüberstehen. Sie sind sich höchstens etwas stärker der Tatsache bewusst, dass sie als fremdenfeindlich abgetan werden könnten, und beginnen ihre Argumentation daher häufiger mit Sätzen wie „Ich bin kein Rassist, aber …".

Das Bildungsniveau ist nicht der einzige Faktor, der die Unterschiede bestimmt. Auch innerhalb der beiden Gruppen von Menschen mit und ohne Hochschulabschluss finden wir große Unterschiede. Woran liegt es, wenn eine Person ohne Hochschulabschluss die Vielfalt begrüßt, während eine andere die Vielfalt als Bedrohung empfindet? Gibt es dafür weitere soziale und/oder wirtschaftliche Erklärungen? Bil-

3 Politiker der rechtsextremen Partei Forum für Demokratie

den beispielsweise Personen ohne Hochschulabschluss, die Vielfalt als Bedrohung empfinden, eine besondere Randgruppe, wie es in der Literatur manchmal behauptet wird? Ausgehend von der BaM-Umfrage scheint dies nicht der Fall zu sein. Sie sind nicht häufiger arbeitslos oder von Sozialleistungen abhängig als Menschen ohne Hochschulabschluss, die Vielfalt als Bereicherung empfinden. Sie sind auch nicht, wie oft behauptet wird, die typischen Opfer von Globalisierung und Flexibilisierung (Gest 2016; Crul et al. 2019; Hochschild 2016; Lamont 2002; Mepschen 2016). So haben sie weder häufiger befristete Arbeitsverträge noch geben sie häufiger an, mit ihrem Einkommen nicht über die Runden zu kommen als Menschen ohne Hochschulabschluss, die Vielfalt als Bereicherung empfinden.

Ein relevanter Faktor scheint zu sein, aus was für einer Familie die Befragten kommen. Fast jeder Fünfte, der Vielfalt als Bedrohung sieht, kommt beispielsweise aus einer Familie, in der Vielfalt negativ diskutiert wurde. Dies ist doppelt so häufig der Fall wie bei Personen, die migrationsbedingte Vielfalt als Bereicherung empfinden. Ein Teil der Befragten scheint also eine einwanderungsfeindliche Haltung von zu Hause übernommen und sich zu eigen gemacht zu haben. Auch die Bedeutung, die ‚Tradition' beigemessen wird, scheint eine Rolle zu spielen. Vier von zehn Personen, die die migrationsbedingte Vielfalt als Bedrohung empfinden, geben an, aus einer Familie zu stammen, in der 'Tradition' einen hohen Stellenwert hatte. Das sind wiederum doppelt so viele wie bei den Personen, die die migrationsbedingte Vielfalt als Bereicherung sehen. Eine junge Frau aus Antwerpen erklärt den Einfluss der Familie wie folgt:

> *Interviewer: Inwieweit stimmen Sie mit den Ansichten Ihrer Eltern überein?*
> Befragter: Eigentlich finde ich, dass diese Vorurteile … ich akzeptiere sie, bis ich sie selbst widerlegt sehe.
> *Interviewer: Können Sie dazu ein Beispiel nennen?*
> Befragter: Sie haben zum Beispiel solche … Mein Papa ist Verkäufer, und manchmal sagt er so über eine Gruppe, dass man ihr nicht trauen kann. „Traue niemals einem Araber" ist so ein Spruch. Und dann denke ich: ja, dafür hat er Gründe. Aber ich denke auch: Das kann ich nicht verallgemeinern. Aber es ist dann in meinem Hinterkopf.

Eine Frau aus Rotterdam erklärt, wie ihre Eltern ihre Einstellung zur Vielfalt positiv beeinflussten, indem sie sie auf eine gemischte Schule schickten:

> Ich glaube, sie dachten, es sei gut für meine Erziehung, für diese Menschen und auch für die Niederlande. Genauso sollte es sein. Das ist es, was man als Kind denkt. Für mich war es einfach so, wie es war. Einige aus meinem Freundeskreis kommen auch von dort, aber es ist vor allem so, dass es mich dazu gebracht hat, so zu denken. Vielleicht würde ich in ganz anderen Kreisen verkehren, wenn ich nur auf weißen Schulen gewesen wäre.

Wir haben oben gesehen, dass Befragte in sehr ähnlichen Situationen völlig unterschiedlich auf den superdiversen Kontext reagieren können, in dem sie wohnen und leben. So finden wir in der BaM-Studie Belege sowohl für die Kontakttheorie als auch

für die Theorie des ethnischen Gruppenkonflikts und die zugrundeliegenden Mechanismen, die von beiden Theorien beschrieben werden. Eine allgemein negative Einstellung gegenüber migrationsbedingter Vielfalt kann interethnische Konflikte fördern, was dann wieder zu einer noch negativeren Einstellung gegenüber Menschen mit Migrationshintergrund führen kann, was wiederum weitere Konflikte hervorrufen kann. So entsteht eine konfliktive Abwärtsspirale. Im Unterschied dazu fördert eine positive Einstellung gegenüber Menschen mit Migrationshintergrund eine offene Haltung und angenehme interethnische Kontakte, was wiederum zu einer noch positiveren Einstellung führt, was wiederum eine Aufwärtsspirale der angenehmen Kontakte und ein Gefühl der Bereicherung in Gang setzt.

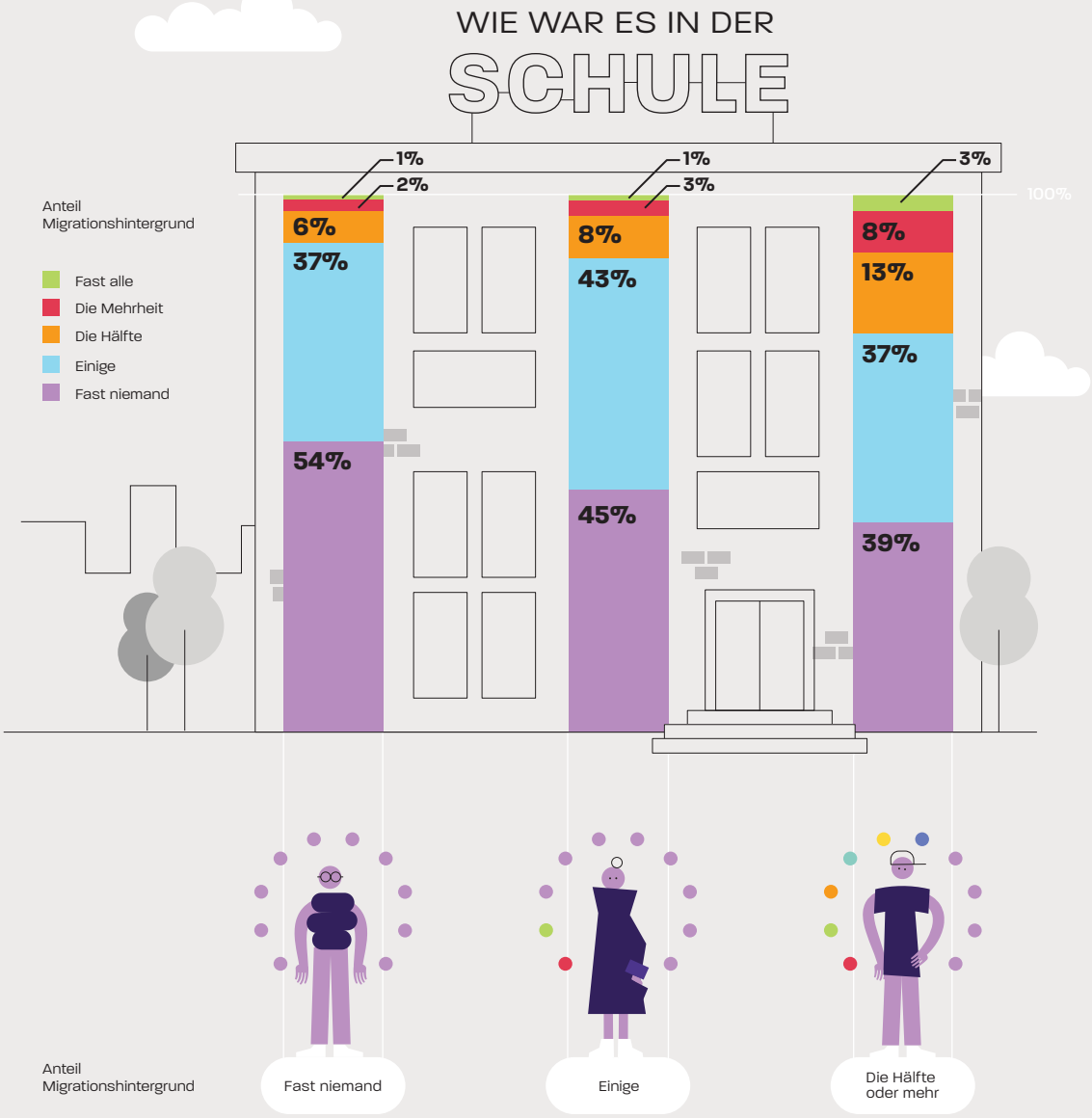
Was erklärt gemischte Freundes- und Bekanntenkreise?

Wir haben in Kapitel 2 gesehen, dass bei vielen Menschen die Einstellungen zur migrationsbedingten Vielfalt einerseits und die Praktiken des Zusammenlebens andererseits nicht übereinstimmen. Woran liegt es, dass so viele Menschen, die Vielfalt als Bereicherung empfinden, dennoch (fast) nur Menschen ohne Migrationshintergrund in ihrem Freundeskreis haben? Und umgekehrt, dass manche Menschen, die Vielfalt als Bedrohung bezeichnen, dennoch angeben, einen gemischten Freundeskreis zu haben? Die Erklärung für einen gemischten Freundeskreis scheint also teilweise woanders zu finden zu sein. Deshalb haben wir den möglichen Einfluss des Lebensverlaufs in der Kindheit und der aktuellen Lebenssituation der Befragten untersucht. In beiden finden wir einige wichtige Erklärungen. So haben diejenigen mit einem gemischten Freundes- und Bekanntenkreis laut BaM-Erhebung viel häufiger eine gemischte Grundschule besucht (siehe Infografik 4).

Infografik 4

Befragte ohne Migrationshintergrund in Mehrheitlich-Minderheiten-Vierteln: Anteil von Personen mit Migrationshintergrund im Freundes- und Bekanntenkreis und in der damaligen Grundschule

In den sechs BaM-Städten; BaM-Umfrage 2019



Viele derjenigen, die heute einen gemischten Freundes- und Bekanntenkreis haben, sind in einem kulturell vielfältigen Lebensumfeld aufgewachsen. Sie wurden also schon früh mit der Praxis des Zusammenlebens vertraut gemacht. Die Vielfalt ihres heutigen Freundes- und Bekanntenkreises ist, wie wir auch aus unseren qualitativen Interviews ersehen können, weitgehend auf das Aufwachsen in diesem kulturell vielfältigen Umfeld zurückzuführen. Ein Mann aus Rotterdam erzählt, dass er in einer multikulturellen Nachbarschaft aufgewachsen ist:

> Mein Vater arbeitete bei Shell, er schweißte dort und alle anderen auch, und so wurden schnell viele Wohnungen gebaut, um all diese Leute unterzubringen. Man war also in einem Wohnblock mit all diesen Leuten, Holländer, Türken, Marokkaner, Antillianer, die ganze Welt war in dem Wohnblock, und das war auch schön. Das ging alles gut, jeder hatte auch etwas Positives, jeder hatte Arbeit, ein neues Leben, konnte sich was aufbauen. Wir Kinder hatten eine tolle Zeit, aber für Kinder spielt die Hautfarbe auch keine Rolle. Aber damals gab es auch eine gewisse Toleranz, die es heute so nicht mehr gibt. Das liegt daran, dass alle arm waren und sich gegenseitig etwas gegeben haben.

Ein Mann aus Hamburg erzählt in ähnlicher Weise vom Aufwachsen in einer Straße mit vielen Migrantenfamilien:

> Ja, mein Vater arbeitete auf dem Bau mit Leuten aus der portugiesischen und spanischen Gemeinschaft. Und es gab diese Arbeiterhäuser, in denen ich damals mit meinem Vater wohnte. Man hatte also täglich Kontakt mit Portugiesen und Spaniern, die auch dort wohnten, und es gab oft gemeinsame Mahlzeiten. Mein Vater und meine Mutter ließen sich relativ früh scheiden. Deshalb wurde ich schnell in diese Gemeinschaften assimiliert. Meine Mutter arbeitete in einem Hotel, und wenn ich nachmittags von der Schule nach Hause kam, habe ich einfach mit den Migrantenfamilien gegessen.

Ein Mann aus Malmö erzählt, dass er in seiner Jugend in einem kleinen Dorf auf dem Lande zwei Freunde mit Migrationshintergrund hatte. Jetzt, wo er erwachsen ist und in Malmö lebt, hat er einen gemischten Freundeskreis:

> Ja, es ist ganz anders als dort, wo ich aufgewachsen bin, auf dem Lande auf einem Bauernhof. Mein Vater und meine Mutter sind Landwirte, und meine Großmutter und mein Großvater auf beiden Seiten sind Landwirte, soweit man zurückgehen kann … Und es ist ein kleines Dorf, in dem nur etwa fünfhundert Menschen leben, hauptsächlich Schweden. Ich hatte zwei Freunde. Bei dieser kleinen Zahl [der Einwohner] waren zwei Freunde [mit Migrationshintergrund] eigentlich viel, wenn ich so darüber nachdenke. Jedenfalls waren sie Kurden, die Eltern des einen waren Flüchtlinge aus der Türkei und der Vater des anderen stammte aus dem Iran.

Eine Niederländerin erzählt, dass sie in der Sekundarstufe zum ersten Mal mit einer vielfältigen Schülerschaft in Berührung kam:

> Die weiterführende Schule, eine Realschule, war voll von anderen Nationalitäten. Alles Mögliche. Aber es gab auch die MUFs [minderjährige unbegleitete Flüchtlinge], die an meiner Schule waren. So lernte ich auf einen Schlag eine Menge Leute kennen, und das hat mein Interesse geweckt. Da ist mein Interesse an Afrika und an der Welt als solcher gewachsen. Für mich ist das also eine Bereicherung. Ich wollte einfach wissen, was es sonst noch auf der Welt gibt und wie die Menschen denken. Für mich war das also sehr positiv.

Auch eine Frau aus Malmö nennt ihre Schulzeit als eine wichtige erste Lernerfahrung im Umgang mit kultureller Vielfalt:

> Ich kam zum ersten Mal in der Schule mit Vielfalt in Berührung, aber auch durch Freunde, mit denen ich in der Nachbarschaft etwas unternahm. Ich kannte also all diese Menschen. Ich fühlte mich also sehr wohl mit ihnen. Und es war auch interessant, Freunde aus Albanien zu haben. Und ich hatte ein paar Freundinnen aus Somalia. Sie hatten keine Eltern hier in Schweden. Ich entdeckte also verschiedene Welten und ich verstand auch nicht alles. Ich habe zum Beispiel die Wohnung meiner Freundin besucht. In dieser Wohnung gab es einfach nichts. Ich hatte eine andere Freundin, meine beste Freundin, die war adoptiert. Ich habe auch gespürt, wie es für sie war, als die Leute anfingen, sie zu fragen, woher sie kam und was sie über das Land wusste. Und für sie war es, sagen wir, sie wusste nichts über das Land.

Ein Hamburger erzählt, wie seine weiterführende Schule kulturelle Vielfalt für ihn zu einer Selbstverständlichkeit machte:

> Ich komme aus dem Dorf, aber ich bin in die Stadt zur Schule gegangen. Im Prinzip war es eigentlich schon kulturell divers. Auch bei meinen Freunden waren viele, vor allem auch aus der Türkei und aus Osteuropa, Russland vor allem. [...] Es war früher immer so ein Teil meines Leben, irgendwie auch so ein bisschen, aber das hatte nie so eine explizite Bedeutung für mich. Es war halt so. Ja, meiner ... meiner freundlichen Wahrnehmung am Migrationshintergrund. Und da wurde natürlich auch mal drüber gesprochen. Vielleicht so meine Sicht auf Leute, dass mir das nicht mehr auffällt. Dass nicht alle weiß sind; sondern es ist eher so eine große Einbeziehung. Dann nach Leipzig gefahren in der Uni und festgestellt, dass alle weiß sind, ja, das war andersrum.

Ein Mann aus Amsterdam, dessen Ex-Frau und aktuelle Partnerin beide einen Migrationshintergrund haben, schildert, wie die kulturelle Vielfalt von klein auf in seinem Alltag eine Rolle spielte:

> Ja, es war komisch, als du mich nach der Migrationssache gefragt hast. Ich kenne das gar nicht anders. Ich kann da nichts zu sagen, für mich ist das ganz normal, Menschen aus einer anderen Kultur zum Beispiel. Ich bin zum Beispiel nicht in einem Dorf aufgewachsen, wo meine Nachbarn Niederländer waren. Ich weiß nicht, wie das ist, das wäre für mich eher neu als das hier. Für mich fühlt sich das normal an. Ich kann es mir auch nicht anders

vorstellen. Meine Kinder sind alle halb surinamisch oder halb marokkanisch. Für mich ist es also auch … Beim Fußball gab es vielleicht vier Niederländer. Mit denen kam ich auch gut klar, aber mit den anderen doch viel besser.'

Eine Frau aus Antwerpen führt die Aktivitäten ihrer Mutter als wichtige Erklärung für ihren gemischten Freundeskreis an:

Ähm … ich hatte eine afghanische Freundin und eine Freundin, deren Papa einen afrikanischen Hintergrund hatte. Meine Mutter hat eine Organisation, die sich an Menschen mit unterschiedlichem Hintergrund richtet, auch von daher kamen also einige Leute zusammen. Eine Menge afrikanischer Leute. Aber sie hat sich, vor allem als wir noch jung waren, eine ganze Zeit lang vor allem um Menschen aus den Asylzentren gekümmert, die hier in Belgien versuchten, ein bisschen einen Platz für sich zu finden. Hauptsächlich junge Leute.'

Die Hälfte der Befragten mit einem gemischten Freundes- und Bekanntenkreis hat jedoch weder eine gemischte Grundschule besucht noch sind sie in ihrer Kindheit auf andere Weise mit kultureller Vielfalt in Berührung gekommen. Sie sind oft in einer kleineren, deutlich weniger vielfältigen Gemeinde aufgewachsen und erst später im Leben in die Stadt gezogen, zum Beispiel für die Ausbildung oder den Beruf. Was sind die Gründe dafür, dass sie dennoch einen gemischten Freundes- und Bekanntenkreis und darüber hinaus bemerkenswert häufig – das gilt für die Hälfte dieser Gruppe – eine:n Partner:in mit Migrationshintergrund haben? Diese Befragten sind vermutlich erst als junge Erwachsene erstmals persönlich mit Menschen mit Migrationshintergrund in Kontakt gekommen. Sie scheinen aber deutlich häufiger für kürzere oder längere Zeit im Ausland gelebt zu haben. Dort sind sie wahrscheinlich mit anderen Normen und Werten in Berührung gekommen und haben so gelernt, mit Unterschiedlichkeit umzugehen. Der direkte Kontakt mit Vielfalt in jungen Jahren, so wie in der Schule, oder als junger Erwachsener, z. B. in der Ausbildung oder bei der Partnersuche, scheint also einen erheblichen Einfluss darauf zu haben, wie das soziale Umfeld einer Person aussieht.

Eine kleine Untergruppe der Befragten mit einem gemischten Freundeskreis hat Menschen mit Migrationshintergrund in der Familie. Der Einfluss von Personen mit Migrationshintergrund in der (angeheirateten) Familie auf den eigenen Freundeskreis ist erheblich. Von den Befragten, die keine oder fast keine Personen mit Migrationshintergrund in der (Schwieger-)Familie haben, geben nur 9 Prozent an, einen Freundes- und Bekanntenkreis zu haben, der mindestens zur Hälfte aus Personen mit Migrationshintergrund besteht. Unter den Befragten, die angeben, Familienmitglieder mit Migrationshintergrund zu haben, sind es bereits fast doppelt so viele: 17 Prozent. Die Vielfalt im vertrauten Umfeld der Familie hat also auch einen wichtigen Einfluss auf das eigene soziale Umfeld. Diese Vielfalt in der Familie kann aus angeheirateten

Familienmitgliedern bestehen, aber beispielsweise auch aus adoptierten Kindern in der Familie, wie einige Befragte angaben.

Was erklärt, warum Menschen *keine* gemischten Freundeskreise haben?

In gewisser Weise ist die Gruppe der Befragten ohne gemischten Freundes- und Bekanntenkreis das Spiegelbild der Gruppe, die wir gerade beschrieben haben. Von ihnen war weniger als einer von zehn in einer Grundschule, in der mindestens die Hälfte der Schüler:innen einen Migrationshintergrund hatte. Somit sind mehr als 90 Prozent dieser Gruppe wahrscheinlich in jungen Jahren nur wenig mit Vielfalt in Berührung gekommen. Dies wurde von den Befragten auch in den Interviews regelmäßig so beschrieben. Auf die Frage an einen Befragten aus Antwerpen, warum so wenige Freunde mit unterschiedlichem Hintergrund habe, obwohl er in einem sehr vielfältigen Viertel wohne, antwortete er:

> Uuh, da muss ich mal drüber nachdenken … Nun, weil zufällig meine engen Freunde sozusagen keinen Migrationshintergrund haben. Weil meine Interaktionen in der Nachbarschaft relativ begrenzt sind: tagsüber arbeite ich, jetzt [während des Corona-Lockdowns] hier zuhause und sonst in Brüssel. Und wenn ich Zeit mit Aktivitäten und so weiter verbringe, ziehe ich es oft vor, woanders spazieren zu gehen. Aber ich weiche völlig von deiner Frage ab (lacht). Aber ausländische Herkunft … nein, nicht wirklich … (hält inne und denkt nach). Ich denke, es liegt auch einfach daran, dass ich wahrscheinlich aus einer ziemlich traditionellen Kommune komme und dann nach Antwerpen gezogen bin, zusammen mit meinem engeren Freundeskreis. So dass ich auch nicht wirklich das Bedürfnis hatte … Ich bin eigentlich ein sehr aufgeschlossener und sozialer Mensch. Ich könnte mit jedem befreundet sein. Aber ich denke, dass man sich dann nicht mehr wirklich auf die Suche macht, nein.

Das folgende Zitat eines anderen Mannes aus Antwerpen verdeutlicht nochmal, dass es sich dabei nicht um eine bewusste Entscheidung zu handeln scheint, sondern dass bedeutungsvolle Interaktionen zwischen Menschen mit und ohne Migrationshintergrund auch nicht von alleine entstehen:

> Denn in den Cafés sind zum Beispiel nur weiße Menschen … Und wenn wir Sport treiben, wollen wir einfach nur miteinander Sport treiben. Dann fragen wir die Leute nicht, „mach doch mit“. Dann bleiben wir meistens in unserer eigenen Gruppe, natürlich. Das ist nicht bewusst entlang der Frage von Migration, das ist einfach … Also es gibt eigentlich keine einzige Aktivität, wo wir uns mischen. Jedenfalls nicht bei mir.

Eine Frau aus Amsterdam beschreibt ein Phänomen, auf das wir in den Interviews häufig gestoßen sind. Viele Menschen haben zwar oberflächliche Kontakte mit Men-

schen mit Migrationshintergrund auf der Straße und in den Geschäften in ihrer Nachbarschaft, aber über diese oft oberflächlichen Kontakte hinaus gibt es keinen bedeutsamen Kontakt. Es entwickeln sich dadurch nur wenig persönliche Beziehungen:

> Ähm … weniger. Zum Beispiel der Besitzer des Ladens hier, wir gehen manchmal dorthin für kleinere Einkäufe wie einen Apfel oder eine Zwiebel. Er ist ein superfreundlicher Mann und ich grüße ihn manchmal. Bei der Arbeit komme ich auch mit Menschen mit Migrationshintergrund in Kontakt. Aber die Menschen, mit denen man sich auch mal verabredet oder einen intensiveren Kontakt hat, sind eher weiße Mittelschichtsmenschen, würde ich sagen.

Eine Frau aus Antwerpen schildert ein ähnliches Bild. Es begegnet uns eigentlich bei allen Interviews in den verschiedenen Städten:

> Gott ja, der Kontakt ist tatsächlich ziemlich begrenzt. Also ich sehe sie überall, wenn ich aus dem Fenster schaue oder die Straße entlanggehe. Und in unserer Nähe gibt es so eine Garage mit dreißig, vierzig Autos. Das sind die Leute in der Nachbarschaft, zu denen ich Hallo sage. Aber das ist auch schon alles. Und da, wo ich meine Pommes hole, da ist ein Marokkaner. Ja, ähm, ansonsten der Nachbarschaft aus anderen Gründen: nein.

Diese Frau aus Hamburg nennt explizit Klasse als Grund dafür, dass sie keinen bedeutsamen Kontakt zu Menschen mit Migrationshintergrund in ihrer Nachbarschaft hat:

> Ich glaube, es hat sehr viel mit Klassenzugehörigkeit zu tun. Ich komme eher aus der Mittelschicht. Überwiegend halt nicht migrantisch, überwiegend weiß. Uni ist halt auch überwiegend nicht migrantisch. Dazu gehört dann auch so ein Hobby natürlich.

Eine Antwerpenerin mit kleinen Kindern schildert, dass auch auf Spielplätzen im öffentlichen Raum nicht von alleine Kontakt entsteht, als die Interviewerin fragt, wo sie in der Nachbarschaft auf Menschen mit Migrationshintergrund trifft:

> Befragter: Auch auf den Spielplätzen sind oft marokkanische Mütter mit ihren Kindern anzutreffen. Aber das ist alles mehr voneinander getrennt. Man sieht wirklich, dass z. B. die weißen Mütter nur miteinander plaudern und die marokkanischen Mütter an einem anderen Platz sitzen.
> *Interviewer: Und wie finden Sie das?*
> Befragter: Ähm … na ja … ich finde es immer schade, denn einerseits würde ich gerne mehr Leute kennenlernen und mich mehr engagieren. Aber das ist anscheinend doch nicht so selbstverständlich.

Es gibt eine Reihe von Befragten, wie dieser Mann aus Malmö, die angeben, dass sie gerne mehr Kontakt zu ihren Nachbarn mit Migrationshintergrund hätten:

Ich fände es schön, wenn es mehr Treffen gäbe. Das heißt nicht, dass man beste Freunde werden muss, aber ich würde gerne mehr Leute auf der Straße treffen und kennenlernen, die auch hier in der Straße wohnen.

Es scheint schwierig zu sein, an (halb-)öffentlichen Orten den ersten Schritt zu tun und mit Menschen in Kontakt zu treten. Vielleicht hängt dies unbewusst mit der Vorstellung zusammen, dass es die Migranten sind, die sich integrieren müssen, und die Verantwortung für die Kontaktaufnahme daher eigentlich bei ihnen liegen würde. Mehrere Befragte, wie dieser Mann aus Rotterdam, äußerten das Gefühl, dass Menschen mit Migrationshintergrund keinen Wert auf den Kontakt mit ihnen legen und vielleicht lieber nur mit Menschen aus ihrer eigenen Gruppe zu tun haben wollen. Sie gaben an, dass es ihnen unangenehm wäre, spontan auf Menschen mit Migrationshintergrund zuzugehen, weil sie Angst hätten, etwas Falsches zu sagen oder zu tun.

Befragter: Ja, darin bin ich überhaupt nicht geschult. Ich finde es auch sehr schwierig, die richtigen Worte für dies oder das zu finden.
Interviewer: Was meinen Sie?
Befragter: Ja, mit Menschen mit Migrationshintergrund. Ich habe das Gefühl, dass ich so sehr auf Zehenspitzen gehe, damit ich kein Wort benutze, das sehr unpassend ist. Ja, ich finde das schon unangenehm. Aber das liegt auch daran, dass ich es nicht gewöhnt bin. Ja, weil man dann niemanden durch seinem Wortgebrauch benachteiligen, niemanden durch seinem Wortgebrauch verletzen will.

Das folgende Zitat eines Befragten aus Wien veranschaulicht ebenfalls, dass es nicht so sehr eine mangelnde Bereitschaft zur Kontaktaufnahme gibt, sondern eher ein Gefühl der Unsicherheit gegenüber „dem Anderen":

Befragter: Wenn ich an Leuten vorbeigehe und sie aufschauen, lächle ich sie manchmal an oder sage vielleicht „Hallo", aber ich bleibe nicht wirklich oft stehen, um mit ihnen zu sprechen.
Interviewer: Warum nicht?
Befragter: Hmm, ich glaube, ich wäre ein bisschen … vorsichtiger mit dem, was ich sage, denn ich bin mir nicht immer sicher, wie sie reagieren werden, weil wir vielleicht … weil wir unterschiedliche Hintergründe haben. Anders … jetzt ist mir das Wort wieder entfallen. Als ob wir unterschiedliche Werte hätten.

Eine Frau aus Antwerpen beschreibt sehr schön den Prozess des Sich-Herantastens in einem kulturell vielfältigen Kontext:

Interviewer: Okay. Und wie genau sieht diese Interaktion aus?
Befragte: Das hängt ein bisschen davon ab, aber man guckt vielleicht erstmal, wo die Empfindlichkeiten liegen?
Interviewer: Wie machen Sie das konkret, die Empfindlichkeiten zu ergründen?
Befragte: Ach, ich glaube, das macht man unbewusst. Wenn man jemanden sieht, der

eindeutig den gleichen Stil hat, geht man schneller von Gemeinsamkeit aus. Und dann ist man eher geneigt, einen Witz zu machen oder Ironie zu verwenden oder … Das würde ich anders weniger schnell tun. Aber, zum Beispiel, wir sind zwei Mütter (bezieht sich auf ihre Ex-Partnerin), wenn wir also mit Eltern anderer Herkunft zu tun haben, dann tastet man das ein bisschen ab: was geht und was geht nicht? Das ist nicht das Erste, was ich sagen würde. Aber bei anderen auch nicht, weißt du (lacht und denkt kurz nach). Aber das kann auch ganz schnell vorbei sein. Die Direktorin der Schule ist zum Beispiel eine Marokkanerin. Und ich verstehe mich sehr gut mit ihr, sie weiß auch, dass wir zwei Mütter sind, und ich weiß auch alles Mögliche über sie. Und es gibt auch viel Humor und Ironie und was nicht alles. Aber es muss einfach so ein bisschen derselbe Geist vorhanden sein. Ob es dann religiöse oder kulturelle Vielfalt gibt, das ist nicht so wichtig. Es spielt dann auch überhaupt keine Rolle, ob sie ein Kopftuch trägt oder nicht, nein.

Die Unsicherheit, die Menschen ohne Migrationshintergrund empfinden, wenn sie sich in einem ethnisch vielfältigen Umfeld zurechtfinden müssen, wurde von Lisa-Marie Kraus, einer unserer Doktorandinnen, als *Zugehörigkeitsunsicherheit* bezeichnet (Kraus 2022; Kraus & Crul 2022, Crul, Kraus & Lelie 2023). Dieses Konzept wurde ursprünglich verwendet, um die Unsicherheit zu beschreiben, die Menschen mit Migrationshintergrund in einem Umfeld empfinden, das von Menschen ohne Migrationshintergrund dominiert wird. Wir verwenden den Begriff hier andersherum.

Bei Vorträgen zu diesem Thema, bei denen wir Menschen ohne Migrationshintergrund das Konzept der Zugehörigkeitsunsicherheit vorstellten, sagten viele, dass sie dieses Gefühl durchaus wiedererkennen. Menschen ohne Migrationshintergrund, die in ihrer Jugend wenig mit der superdiversen Gesellschaft zu tun hatten, haben in gewisser Weise einen Nachholbedarf. Ihnen fehlen die Erfahrungen von Menschen mit und ohne Migrationshintergrund, die in kulturell vielfältigen Stadtvierteln geboren und aufgewachsen sind und gemischte Schulen besucht haben. Glücklicherweise sind aber Menschen in der Lage, im Laufe ihres Lebens Neues zu lernen und können daher auch lernen, mit kultureller Vielfalt umzugehen (siehe Kapitel 6).

Kapitel 4

Wie unterschiedlich nehmen die Menschen ihre superdiverse Nachbarschaft wahr, wenn sie Vielfalt als Bereicherung oder als Bedrohung empfinden?

In den Kapiteln 2 und 3 haben wir die Reaktionen unserer Befragten auf das Leben in einem superdiversen Viertel beschrieben. Was bedeuten die von ihnen vertretenen Positionen für das Zusammenleben in einem superdiversen Viertel? Wie erleben diejenigen, die der Vielfalt gegenüber negativ eingestellt sind, das Leben in ihrem superdiversen Viertel? Und ebenfalls interessant: Sind die Menschen, die Vielfalt positiv beurteilen, auch tatsächlich zufriedener mit dem Leben in einer superdiversen Nachbarschaft? Da wir neben ihren Einstellungen, ihren Meinungen auch nach ihren sozialen Praktiken fragen, wird auch deutlich, ob ein gemischter Freundes- und Bekanntenkreis einen Einfluss darauf hat, wie das Leben in einer solchen vielfältigen Nachbarschaft wahrgenommen wird.

In diesem Kapitel wird nicht nur untersucht, wie sich Einstellungen und soziale Praktiken auf die Menschen selbst und auf das Lebensumfeld in der Nachbarschaft auswirken, sondern auch, wie sich bestimmte Merkmale, auf die die Menschen keinen Einfluss haben, auf die Freude am Zusammenleben in einer superdiversen Nachbarschaft auswirken. Wie bereits zu Beginn des Buches angedeutet, bilden die Forschungsteilnehmer:innen (die also alle „Menschen ohne Migrationshintergrund" sind) eine heterogene Gruppe. Sie unterscheiden sich u. a. in Bezug auf Bildung, Hautfarbe, Geschlecht und ihre sexuelle Orientierung. Wir haben bereits die unterschiedlichen Ergebnisse in Bezug auf die Bildung aufgezeigt. In diesem Kapitel konzentrieren wir uns auf die anderen drei Merkmale.

Wie erleben Menschen, die der migrationsbedingten Vielfalt *ablehnend* gegenüberstehen, das Leben in einem superdiversen Viertel?

Was bedeutet es für die Menschen, die Vielfalt als Bedrohung empfinden, in einem superdiversen Viertel zu leben? Dies scheint erst einmal eine problematische Voraussetzung zu sein. In Kapitel 2 haben wir gezeigt, dass ein Drittel der Menschen ohne Hochschulabschluss und 16 Prozent der Menschen mit Hochschulabschluss die migrationsbedingte Vielfalt als Bedrohung empfinden. Wie erleben diese Menschen das Zusammenleben mit Nachbarn mit einem Migrationshintergrund? Wie erleben sie den Umgang mit Menschen mit Migrationshintergrund auf der Straße und in den Geschäften in ihrer Nachbarschaft? Die kurze Antwort lautet: Die meisten Menschen in dieser Gruppe empfinden das Leben in einer superdiversen Nachbarschaft nicht als angenehm. Die Umfrageergebnisse zeichnen ein eher beunruhigendes Bild ihrer Wohnzufriedenheit: Nur 37 Prozent der Personen ohne Hochschulabschluss aus dieser Gruppe bewerten die Beziehungen zu ihren Nachbarn mit Migrationshintergrund als positiv, mehr als die Hälfte (53 Prozent) berichtet von unangenehmen interethnischen Interaktionen auf der Straße und fast ein Drittel (31 Prozent) in Geschäften. Auch bei den Personen mit Hochschulabschluss aus dieser Gruppe berichtet mehr als die Hälfte (52 Prozent) unangenehme interethnische Interaktionen auf der Straße und 23 Prozent in Geschäften.

Ein grundsätzliches Vertrauen ist eine wichtige Voraussetzung für ein angenehmes Zusammenleben in einer Nachbarschaft, aber in dieser Gruppe ist das Misstrauen gegenüber den Mitbewohner:innen groß. Von den Menschen ohne Migrationshintergrund, die keinen Hochschulabschluss haben, geben 41% an, dass sie den Bewohner:innen des Viertels nicht vertrauen, und bei den Menschen mit Hochschulabschluss trifft dies auf 38% zu. Folglich stimmt diese Gruppe der Aussage „Ich fühle mich wie ein Fremder in meiner Nachbarschaft" häufig zu und berichtet überproportional häufig von Konflikten auf der Straße (einschließlich körperlicher Auseinandersetzungen).

Von den Befragten ohne Hochschulabschluss aus dieser Gruppe geben 44% an, auf der Straße belästigt worden zu sein (Mobbing und Beleidigungen), ebenso wie ein ähnlicher Anteil der Befragten aus dieser Gruppe mit Hochschulabschluss (39%). Über Drohungen und/oder körperliche Gewalt im vergangenen Jahr berichten 16 bis 20 Prozent derjenigen, die sich negativ über Vielfalt äußern.

Interessanterweise beschweren sich viele der Befragten, die Vielfalt als Bedrohung ansehen, oft über eine ganze Reihe von Aspekten des Zusammenlebens in ihrer Nachbarschaft. Viele Beschwerden beziehen sich auf herumliegenden Müll, Vandalismus und die Belästigung von Frauen auf der Straße. Das folgende Zitat stammt aus einem Kommentar einer Frau aus Wien am Ende der Umfrage:

> Das besonders Ärgerliche an meinem Viertel ist, dass es besonders schmutzig ist. Vor allem durch Menschen, die aussehen, als hätten sie einen Migrationshintergrund (Türken, Menschen aus dem Nahen Osten, Afrika und manchmal vom Balkan), sind die Straßen schmutzig (Spucken, zurückgelassener Müll) und öffentliches Eigentum wird demoliert. Außerdem ist man in meinem Viertel als Österreicher auf der Straße völlig in der Minderheit. Das Straßenbild ist hauptsächlich von Frauen mit Kopftuch und dunkelhäutigen Menschen (Türken, Afrikaner) geprägt. Vor allem die Geschäfte in der Straße haben sich in den letzten Jahren stark verändert – von den kleinen, österreichischen Geschäften (wie Schuhmacher, Schneider, etc.) zu türkischen Lebensmittelgeschäften, Bars und Cafés, was es vor allem am Abend als Frau nicht gerade angenehm macht, durch das Viertel zu gehen.

Eine Frau aus Rotterdam antwortete auf die Frage, inwieweit sich die ethnische Vielfalt in der Nachbarschaft auf ihr Heimatgefühl auswirkt:

> Ähm … pass auf: Wenn ich zum Beispiel hier in den Supermarkt gehe, spricht niemand Niederländisch. Oder nicht wirklich Niederländisch, du weißt ja, was ich meine. Aber ja … Oder zum Beispiel durch die Einkaufsstraße dort, dann ist man wirklich so ‚der Weiße' dort, weißt du?'
> *Interviewer: Wenn ich dich so reden höre, hast du in das Geschäft also nicht viele Kontakte zu Menschen mit Migrationshintergrund?*
> Befragter: Nein, dazu lädt es nicht wirklich ein. Und ich habe auch nicht das Gefühl, dass sie das wollen würden. Und was mich auch wirklich stört, zum Beispiel in der Nähe des Schwimmbads oder wenn man abends vom Bahnhof nach Hause kommt …. Dass Männer dich ständig anpfeifen, das ist nicht dazu angetan, sich sicher zu fühlen. Und es ist fast nie ein weißer Mann, der das tut. Und das ist nicht rassistisch gemeint oder so, aber es fällt schon auf. Das fördert natürlich nicht gerade das Zusammengehörigkeitsgefühl in der Nachbarschaft.

Einige Menschen berichten von den kleinen Konfrontationen, denen sie ausgesetzt sind, wie z. B. eine Frau aus Antwerpen, die vom Beginn der COVID-19-Pandemie berichtet, als Toilettenpapier gehortet wurde:

> Ich habe mich an die Leute gewandt, die mit unserem Toilettenpapier weggelaufen sind. Und das waren Menschen mit Migrationshintergrund. Da steht dann in großen Buchstaben, dass nur eine Packung Toilettenpapier pro Person gekauft werden kann. Und dann nimmt die Dame drei. Das stört mich ungemein. Darf ich mir dann nicht den Hintern abwischen oder was?

Wenn Menschen die migrationsbedingte Vielfalt als Bedrohung und auch (wie in den obigen Zitaten) als Ursache für Belästigungen sehen, ist es vielleicht nicht verwunderlich, dass sie oft in Konflikt mit den Anwohner:innen geraten. Das Leben in einem vielfältigen Kontext ist auf diese Weise emotional sehr belastend. Es überrascht deshalb nicht, dass diese Menschen deutlich häufiger angeben, mit ihrem Leben im Allgemeinen unzufrieden zu sein, als Befragte, die die Vielfalt in der Nachbarschaft begrüßen.

Wie erleben Menschen, die der migrationsbedingten Vielfalt *positiv* gegenüberstehen, das Leben in einem superdiversen Viertel?

Wie sieht das Leben derjenigen aus, die migrationsbedingte Vielfalt als Bereicherung empfinden? Sie sind, wie wir in Kapitel 2 gezeigt haben, die größere Gruppe. Diese Befragten fühlen sich in ihrer Nachbarschaft vollkommen zuhause. Acht von zehn Befragten aus dieser Gruppe stimmen der Aussage „Ich fühle mich in meiner Nachbarschaft fremd“ nicht oder überhaupt nicht zu. Sie haben auch viel mehr Vertrauen in ihre Mitbewohner:innen als die im vorherigen Abschnitt beschriebene Gruppe. Nur eine von 10 Personen in dieser Gruppe ist der Meinung, dass man den Bewohner:innen des Viertels nicht trauen kann. Darüber hinaus berichten diese Befragten, ebenfalls in starkem Gegensatz zur vorherigen Gruppe, von vielen angenehmen interethnischen Interaktionen auf der Straße (fast acht von zehn Personen) und in Geschäften (fast neun von zehn). Der Unterschied zu den Befragten, die Vielfalt als Bedrohung ansehen, ist also sehr groß, und ihr Alltag sieht ganz anders aus. Dieser Mann aus Rotterdam beschreibt, dass er viel Freude an seinem superdiversen Viertel hat:

> Als ich hierherkam, war diese Straße wie eine große zufällige Straße in Ankara oder so, weißt Du? Eine türkische Straße, alle Geschäfte waren türkisch und sie hatten alle kleinen Dinge draußen und samstags war es dort total voll, ein Stau, und auf der Straße viele Leute, aber es ist eine sehr schmale Straße. Ich habe dort gewohnt, und als ich die Treppe runterkam und aus der Tür ging, bin ich die ersten fünf Minuten durch das exotische Rotterdam gegangen. Und das habe ich geliebt! Ich liebe es. All diese Menschen, sehr cool, dass es das gibt.

Das folgende Zitat stammt von einem Mann in Hamburg, der Vielfalt als Bereicherung empfindet und einen gemischten Freundeskreis hat. Begeistert beschreibt er das angenehme interethnische Miteinander in der Nachbarschaft:

> Ich liebe mein Viertel. Gerade diese Vielfalt an Menschen mit unterschiedlichem Hintergrund macht es hier so gemütlich. Alle sind füreinander da, helfen sich gegenseitig und sorgen füreinander. Egal, woher man kommt und welchen Ruf [der Stadtteil] Harburg hat. Ich liebe diese Multikulturalität und das gegenseitige Helfen und Kümmern umeinander. Das vermisse ich in rein deutschen Vierteln sehr. Jeder ist auf sich allein gestellt. Man ist ziemlich anonym und distanziert. Jeder kümmert sich um sich selbst, was in Harburg nicht der Fall ist. Hier kennt man sich und unterstützt sich gegenseitig. Das gefällt mir.

Die Frau aus Amsterdam, von der das folgende Zitat stammt, weist darauf hin, dass es wichtig ist, sich um das Zusammenleben in der Praxis zu bemühen:

> Nun ja, es macht einen Unterschied, dass ich doch auf der Straße Leute kenne. Dann sage ich Hallo! und das ist ein schönes Gefühl in der Nachbarschaft. Wenn ich rausgehe, treffe ich immer jemanden, den ich kenne. Das ist meiner Meinung nach ein Gewinn. Ja, es herrscht eine sehr angenehme soziale Atmosphäre. Ja, es fühlt sich manchmal ein bisschen organisiert, programmiert oder gewollt an … aber ich denke, es ist notwendig. Sonst kommt man nicht mit diesen Leuten ins Gespräch. Denn man sieht es im Garten, und das hat mein marokkanischer Nachbar auch gesagt, dass es auch oft eine Trennung gibt.

Befragte, die migrationsbedingte Vielfalt als Bereicherung sehen, berichten nicht nur von einem angenehmen Leben in ihrer Nachbarschaft, sondern geben auch zwei- bis zweieinhalbmal seltener an, auf der Straße belästigt oder körperlich bedroht zu werden, als Befragte, die Vielfalt als Bedrohung sehen. Die Debatte über die migrationsbedingte Vielfalt hat sich hauptsächlich auf Probleme und Konflikte konzentriert. Selten wurde die Frage gestellt, was es den Menschen bringt, wenn sie (anfangen,) Vielfalt als etwas Positives (zu) sehen. Die Ergebnisse zeigen, dass die Menschen, die migrationsbedingte Vielfalt als Bereicherung empfinden, einen deutlich angenehmeren Alltag in der Nachbarschaft erleben.

In Kapitel 2 haben wir festgestellt, dass eine der größten Untergruppen (sowohl bei den Befragten mit als auch bei den Befragten ohne Hochschulabschluss) die migrationsbedingte Vielfalt zwar als Bereicherung sieht, aber nur wenige bis gar keine Freund:innen und Bekannte mit Migrationshintergrund hat. Die Praxis dieser Befragten scheint also nicht mit ihrer positiven Einstellung zur Vielfalt übereinzustimmen. Was würden sie an Wohlbefinden hinzugewinnen, wenn sie ihre positive Einstellung zur Vielfalt auch in eine entsprechende soziale Praxis übersetzen würden? Die Daten zeigen zum Beispiel, dass diese Gruppe in Geschäften und auf der Straße deutlich weniger als angenehm empfundene interethnische Interaktionen hat als die Gruppe, die ebenfalls Vielfalt als Bereicherung ansieht, aber zudem einen gemischten Freundes-

und Bekanntenkreis hat. Befragte ohne gemischten Freundes- und Bekanntenkreis haben auch signifikant weniger Kontakt zu Nachbar:innen mit Migrationshintergrund und fühlen sich signifikant häufiger als Fremde in der eigenen Nachbarschaft. Einen gemischten Freundes- und Bekanntenkreis zu haben oder nicht, macht offenbar einen signifikanten Unterschied aus in der Wahrnehmung der eigenen superdiversen Nachbarschaft, obwohl beide Gruppen Vielfalt als Bereicherung empfinden. Im Hinblick auf das Wohlbefinden können Menschen ohne gemischten Freundes- und Bekanntenkreis also noch viel hinzugewinnen, wenn sie ihre positive Einstellung auch in gemischte soziale Praktiken umsetzen.

Wie erleben Menschen, die der migrationsbedingten Vielfalt *weder positiv noch negativ* gegenüberstehen (also eine mittlere Position einnehmen), das Leben in einem superdiversen Viertel?

Es gibt auch eine bedeutende Gruppe von Menschen, die kulturelle Vielfalt nicht als Bereicherung, aber auch nicht als Bedrohung empfindet. Diese Gruppe liegt also in der Mitte zwischen den beiden anderen Gruppen und auch ihre Antworten auf die Fragen nach Entfremdung, Misstrauen und interethnischen Interaktionen in der Nachbarschaft liegen mit 19% der Befragten ohne und 12% der Befragten mit Hochschulabschluss zwischen denen der beiden oben beschriebenen Gruppen. Das folgende Zitat eines Mannes aus Antwerpen spiegelt diese mittlere Position wider. Er ist sich der migrationsbedingten Vielfalt in seiner Nachbarschaft bewusst, bewertet aber seine Begegnungen mit Menschen mit Migrationshintergrund weder eindeutig negativ noch positiv:

> *Interviewer: Du hast erzählt, welche Art von Interaktionen du in der Nachbarschaft hast. Kommst du dabei oft mit Menschen mit Migrationshintergrund in Kontakt?*
> Befragter: Ähm .... ziemlich. Ich meine, ich merke das manchmal gar nicht so richtig. Aber ich glaube schon, dass es viel ist, weil ich oft merke, dass es eine große Vielfalt gibt. Und dann denke ich oft an, ah .... Wenn ich auf der Straße eine andere Sprache höre oder so. Ja.
> *Interviewer: Du sagst „oft", aber du achtest da nicht so drauf. Was genau meinst du damit?*
> Befragter: Ähm .... ja, einfach, man gewöhnt sich daran (lacht).
> *Interviewer: Daran gewöhnt man sich! (lacht). Also im Grunde, dass man nicht mehr wirklich darauf achtet, oder so?*
> Befragter: Nein, das liegt nur an den Leuten, mit denen ich zusammenlebe, verstehst du?

Zu dieser Gruppe von Befragten gehören auch Menschen, die bewusst „farbenblind" sein wollen, wie dieser Ladenbesitzer aus Rotterdam:

> Wenn ich für mich selbst sprechen darf: Ich tue das nicht, ich mache da in meinem täglichen Leben keine Unterschiede. Warum sollte ich auch? Wir leben alle hier, die meisten von uns sind auch von hier, und wenn man nicht von hier ist, macht das auch nichts, es macht es nur interessanter. Es stimmt, dass man anders ist, aber das heißt nicht, dass man deswegen anders lebt oder so. Man weiß, dass bestimmte Kulturen andere Sitten haben, und das ist nur gut und interessant, auch um sich weiterzuentwickeln. Aber es ist nicht so, dass man sich im täglichen Leben daran anpasst, überhaupt nicht. Man macht einfach sein eigenes Ding. Wenn also jeder sein eigenes Ding macht und er selbst bleibt, finde ich das besonders wichtig. Dann kann man einfach auf eine nette Art und Weise miteinander umgehen. Also in meinem täglichen Leben achte ich nicht darauf, ob jemand Pietje Puk heißt oder schwarz oder blau ist.

Die Antworten der mittleren Gruppe im Hinblick auf interethnische Interaktionen gehen tendenziell eher in die Richtung derjenigen, die Vielfalt als Bereicherung sehen. So bewerten beispielsweise 63 Prozent der Personen ohne Hochschulabschluss, die Vielfalt als Bereicherung bezeichnen, die Beziehung zu ihren Nachbar:innen mit Migrationshintergrund als positiv, während dies nur für 37 Prozent der Gruppe gilt, die Vielfalt als Bedrohung sehen. In der mittleren Gruppe bezeichnen 51 Prozent das Verhältnis zu ihren Nachbarn mit Migrationshintergrund als positiv, womit sie zwischen den beiden anderen Gruppen liegen, aber etwas näher an denjenigen, die Vielfalt als Bereicherung sehen. Bei den Konflikten auf der Straße (also der selbst angegebenen Häufigkeit von Belästigungen und Beteiligung an einer körperlichen Auseinandersetzung) zeigt sich dies noch deutlicher. Hier gibt es keine signifikanten Unterschiede mehr zwischen dieser Gruppe und denjenigen, die migrationsbedingte Vielfalt als Bereicherung sehen, während der Unterschied zu denjenigen, die Vielfalt als Bedrohung sehen, stark signifikant ist. Der Einfluss dieser mittleren Gruppe wird die Waagschale also eher in die positive Richtung lenken.

Diese mittlere Gruppe ist eine interessante Gruppe. Vielleicht ist das Thema Vielfalt für diese Befragten nicht besonders interessant und sie geben deshalb oft Antworten wie „stimme eher zu“ oder „dazwischen“? Vielleicht ist ihre Einstellung eher pragmatisch und weniger politisch? Sie sind nicht negativ, aber sie sind auch nicht sehr begeistert von der Vielfalt in ihrer Nachbarschaft. Mit ihrer Einstellung passen sie nicht in das Bild der Kontakthypothese, aber auch nicht zur Theorie des ethnischen Gruppenkonflikts (siehe Abschnitt 4.2). Sie finden die ethnische Identität der anderen Person nicht besonders wichtig, aber auch nicht ihre eigene ethnische Identität. Diese mittlere Gruppe leistet, wie wir auch in den folgenden Kapiteln sehen werden, aus dieser Haltung heraus einen wichtigen Beitrag zu einer erfolgreichen Praxis des Zusammenlebens.

Wie erleben die Bewohner:innen der dritten Generation das Leben in einem superdiversen Viertel?

Die Kategorie „Personen ohne Migrationshintergrund“ umfasst auch eine Reihe von Befragten der dritten Generation. Das bedeutet, dass sie und ihre beiden Eltern zwar in dem Land geboren sind, in dem wir die Umfrage durchgeführt haben, dies jedoch nicht für ein oder mehrere Großelternteile gilt. In der Kategorie „ohne Migrationshintergrund“ gibt es also auch Personen mit einer familiären Zuwanderungsgeschichte, Nachkommen aus gemischten Beziehungen und Menschen mit anderer Hautfarbe. Wir möchten betonen, dass es sich hierbei nur um einen kleinen Teil der Stichprobe handelt: 188 der 3026 Befragten gaben bei der Frage nach der Selbstidentifikation an, dass sie zur Gruppe der „Menschen mit Migrationshintergrund“ oder „Menschen mit gemischtem Hintergrund“ gehören. Die dritte Generation ist überwiegend noch relativ jung und daher in der Altersgruppe unserer Befragten (25 bis 45 Jahre) nicht sehr stark vertreten. Es gibt inzwischen viel mehr junge Menschen, die Großeltern mit Migrationshintergrund haben. Und wenn wir uns die Zahl der BaM-Befragten ansehen, die angeben, in einer gemischten Beziehung zu leben – ein Viertel der Befragten, die nicht alleinstehend sind – dann wird deutlich, dass diese Gruppe in Zukunft stark wachsen wird. Es ist daher interessant, diese derzeit noch kleine Gruppe näher zu betrachten, da ihr Einfluss auf die Praxis des Zusammenlebens in Zukunft immer größer sein wird. Tatsächlich prognostizierte der kanadische Demograf Eric Kaufmann in seinem Buch *Whiteshift* (2018), dass bis zum Ende dieses Jahrhunderts die meisten Bewohner:innen der großen Städte im Vereinigten Königreich Nachkommen von Eltern in gemischten Beziehungen sein werden.

Diejenigen, die sich selbst als Menschen mit Migrationshintergrund oder gemischter Herkunft bezeichnen (obwohl sie in den üblichen Statistiken als „Menschen ohne Migrationshintergrund“ zählen), scheinen die migrationsbedingte Vielfalt relativ häufig als Bereicherung zu sehen. Dies ist vielleicht kein überraschendes Ergebnis. Der große Unterschied zu den anderen Befragten betrifft jedoch den Freundes- und Bekanntenkreis. Ein Viertel der Befragten aus dieser Gruppe gibt an, mehrere oder viele Freund:innen und Bekannte mit Migrationshintergrund zu haben. Das ist deutlich mehr als bei den anderen Befragten. Auch die Antworten dieser Teilgruppe zu den Interaktionen mit Menschen mit Migrationshintergrund unterscheiden sich: Diese Befragten berichten signifikant häufiger von positiven Beziehungen zu Nachbar:innen mit Migrationshintergrund und signifikant seltener von unangenehmen und häufiger von angenehmen Begegnungen mit Menschen mit Migrationshintergrund auf der Straße. Im folgenden Zitat schildert ein Amsterdamer mit surinamischen Wurzeln, wie sich seine Herkunft auf seine Einstellung zur Vielfalt auswirkt:

> Ich sehe buchstäblich, wie Menschen mit unterschiedlichem Hintergrund und aus verschiedenen sozioökonomischen Schichten tagtäglich miteinander leben. Und dass das gut läuft, ist überdeutlich. Die Zeitung ist nicht voll von: „wieder eine Schlägerei im Transvaal-Viertel". Es läuft also extrem gut, in einem Viertel, in dem die Vielfalt sehr groß ist. Noch bevor wir herausfinden, wie es dazu kommt, zeigt es erstmal, dass es möglich ist. Und ich weiß, dass ich einen gemischten Hintergrund habe, also habe ich in dieser Hinsicht eine breitere Perspektive, was allerdings keine Garantie ist, wenn man gemischt ist. Aber ich weiß, dass ich wirklich ein Verfechter dessen bin, dass wir es uns aus dem Kopf schlagen sollten, Bevölkerungsgruppen nach bestimmten Merkmalen zu klassifizieren. Dieses Viertel zeigt, dass es möglich ist.

Das folgende Zitat einer Frau aus Malmö verdeutlicht, wie die Herkunft das Selbstverständnis der Menschen beeinflussen kann. Auf die Frage nach der Einstellung ihrer Eltern zur Vielfalt antwortete sie:

> Als ich ein Kind war und auch als junge Erwachsene waren sie sehr für Vielfalt und vor allem gegen Rassismus und Nazis. Sie hielten es für besonders wichtig, auf das Leid während der Nazizeit hinzuweisen und so weiter. Und wenn mein Vater mir gegenüber unsere Roma-Herkunft erwähnte, war das immer so ein bisschen, nicht wirklich ein Witz, aber eine offensichtliche Erklärung dafür, warum wir schon im April braun werden, während die Schweden erst im Juni braun werden. Und warum wir so gerne reisen, warum wir immer mit dem Auto und einem Wohnwagen an Orte fahren, wo sonst kaum jemand hinkommt und solche Sachen. Die Erklärung war immer: Ja, das ist unser *Tinker*-Hintergrund. Als ich ein Kind war, war das nur ein Witz, den ich nicht verstanden habe. Etwas, das ich einfach annahm. Es bedeutete nicht wirklich etwas, es war nicht so, dass es eine ethnische Gruppe von Menschen gibt, die so heißt, und ich hatte keine Ahnung von der Verbindung mit den Roma. Erst als ich schon erwachsen war, begann ich es zu verstehen. Dann lernte ich ein wenig Romani und entdeckte, dass all die Wörter, die ich als Kind für Stockholmer Straßenslang hielt, eigentlich Romani-Wörter waren. Das gebräuchlichste schwedische Wort für Mädchen ist zum Beispiel *tjej*. ‚Tjej' ist Romani. Es bedeutet ‚junge Frau' oder ‚Mädchen'.

Es hat sich gezeigt, dass Menschen der dritten Generation oder solche, die sich als Menschen mit gemischtem Hintergrund identifizieren, die migrationsbedingte Vielfalt häufiger als Bereicherung empfinden und auch häufiger bedeutungsvolle Kontakte zu Menschen mit Migrationshintergrund haben. Da es immer mehr Menschen mit gemischtem Hintergrund gibt, werden sie auch der Praxis des Zusammenlebens in der superdiversen Stadt zunehmend ihren Stempel aufdrücken.

Wie erleben Frauen das Leben in einem superdiversen Viertel?

Die größte Untergruppe (52 Prozent) innerhalb der Kategorie „Menschen ohne Migrationshintergrund" sind Menschen, die sich als Frauen identifizieren. Wie erleben Frauen das Leben in der superdiversen Nachbarschaft? Im Diskurs vieler einwanderungsfeindlicher Parteien nimmt der unter ethnischen Minderheitengruppen wahrgenommene Mangel an Respekt gegenüber Frauen ohne Migrationshintergrund einen wichtigen Platz ein. Superdiverse Nachbarschaften sind nach Ansicht dieser Parteien ein unangenehmes Lebensumfeld für Frauen. Es wurde bisher relativ wenig darüber geforscht, wie Frauen ohne Migrationshintergrund, die in superdiversen MM-Vierteln leben, ihr Viertel erleben. Menschen, die migrationsbedingte Vielfalt als Bedrohung sehen, geben nicht selten als Grund an, dass Frauen ohne Migrationshintergrund von Gruppen junger Männer mit Migrationshintergrund belästigt werden. Anti-Zuwanderer-Parteien stellen sich als Beschützer dieser Frauen dar. Deshalb ist es wichtig zu hören, was die Frauen selbst dazu sagen: Nehmen zum Beispiel Frauen, die in MM-Vierteln leben, die migrationsbedingte Vielfalt häufiger als Bedrohung wahr als Männer? Dies könnte eine logische Folge davon sein, dass Männer nicht auf diese Weise belästigt werden. Die Ergebnisse zeigen jedoch, dass Frauen die migrationsbedingte Vielfalt seltener als Männer (21 Prozent gegenüber 26 Prozent) als Bedrohung und häufiger als Bereicherung empfinden (64 Prozent gegenüber 59 Prozent). Der einwanderungsfeindliche Diskurs über die Belästigung von Frauen bezieht sich insbesondere auf Männer aus Nordafrika und dem Nahen Osten. Um herauszufinden, ob weibliche Befragte ohne Migrationshintergrund dieser Gruppe gegenüber negativer eingestellt sind als Männer, haben wir die so genannte „Temperaturfrage" aus der BaM-Umfrage analysiert, bei der die Befragten ihre Gefühle durch eine Temperatur von 0 Grad (sehr kalte Gefühle) bis 100 Grad (sehr warme Gefühle) für verschiedene Gruppen ausdrücken konnten. Dies zeigt, dass weibliche Befragte deutlich wärmere Gefühle gegenüber Menschen aus Nordafrika und dem Nahen Osten haben als männliche Befragte. Auch hier deuten die Daten also nicht darauf hin, dass Frauen aus superdiversen MM-Vierteln Vielfalt als besonders bedrohlich empfinden.

Es könnte natürlich auch sein, dass Frauen negatives Verhalten von Männern mit Migrationshintergrund nicht benennen wollen. Wir haben bei den weiblichen Befragten noch einmal gesondert geschaut, ob sie von geschlechtsbezogene Beleidigungen durch Männer auf der Straße berichten. Demnach haben 16 Prozent der Frauen dies im vergangenen Jahr erlebt. Wir fragten diese Frauen auch, ob die Täter einer anderen ethnischen Gruppe angehörten als sie selbst. Von den 16 Prozent gaben 10 Prozent (etwa zwei Dritteln) an, dass dies der Fall war. Auch unsere Befragten benennen dieses intolerante Verhalten und schauen deshalb nicht weg. Doch auch diese Frauen sehen in ihrer großen Mehrheit die Vielfalt als Bereicherung. Dies ist ein wichtiges Ergebnis für unser Buch. Woran liegt es, dass sie trotz ihrer negativen Erfahrungen

eine insgesamt positive Einstellung zu migrationsbedingter Vielfalt haben? Unsere Hypothese ist, dass diesen negativen Erfahrungen auch (viele) positive Erfahrungen mit Menschen mit Migrationshintergrund gegenüberstehen, so dass sie die Erfahrungen mit einer Person nicht auf die ganze Gruppe verallgemeinern. Betrachtet man die Untergruppe der Frauen, die geschlechtsspezifische Beleidigungen durch Personen mit Migrationshintergrund erlebt haben und dennoch Vielfalt als Bereicherung empfinden, so zeigt sich, dass diese Hypothese durch die Daten bestätigt wird. Zwei Drittel der Frauen in dieser Gruppe haben enge Freund:innen mit Migrationshintergrund und jede dritte Frau hat einen Partner mit Migrationshintergrund. Von den Frauen, die keinen oder fast keinen engen Freundeskreis mit Migrationshintergrund haben, geben zwei Drittel an, dass sie einige Personen mit Migrationshintergrund in ihrem Bekanntenkreis haben. Außerdem geben viele dieser Frauen an, positive Beziehungen zu Kolleg:innen oder Nachbar:innen mit Migrationshintergrund zu haben. Diese bedeutungsvollen Beziehungen sind höchstwahrscheinlich ein wichtiger Grund dafür, dass sie einen Vorfall mit einzelnen Personen nicht auf eine ganze Gruppe verallgemeinern. Dies ist ein sehr wichtiger Mechanismus, durch den die allgemeine Praxis des Zusammenlebens trotz negativer Erfahrungen gelingen kann.

Wie erleben Menschen, die sich als LGBTQ+ identifizieren, das Leben in einem superdiversen Viertel?

Diejenigen, die sich einer der Identitäten innerhalb der LGBTQ+-Gruppe zuordnen, sind eine weitere wichtige Untergruppe in der Kategorie der Menschen ohne Migrationshintergrund. Im einwanderungsfeindlichen Diskurs werden auch sie als eine Gruppe genannt, deren Freiheit durch bestimmte Gruppen von Menschen mit Migrationshintergrund besonders bedroht sei. Darüber, wie Menschen aus LGBTQ+-Gemeinschaften das Leben in einem superdiversen MM-Viertel erleben, ist besonders wenig bekannt. An unserer Umfrage haben insgesamt 312 Personen teilgenommen, die sich als LGBTQ+ identifizieren. Das sind genug, um sie als Gruppe mit denjenigen zu vergleichen, die sich als heterosexuell und eindeutig Mann oder Frau bezeichnen (cisgender heterosexuell). Wir sehen zwischen diesen beiden Gruppen keine großen Unterschiede, aber ein etwas höherer Anteil der cisgender Heterosexuellen sieht migrationsbedingte Vielfalt als Bedrohung an.

Um das viel gehörte Stereotyp zu untersuchen, dass junge Menschen muslimischer Herkunft LGBTQ+-Personen belästigen, haben wir auch hier gefragt, ob diese Personen kältere Gefühle gegenüber Menschen aus Nordafrika und dem Nahen Osten hegen. Es zeigen sich keine signifikanten Unterschiede zwischen der LGBTQ+-Gruppe und der Gruppe der cisgender Heterosexuellen. Mit 14 Prozent ist die Gruppe, die über Beleidigungen aufgrund ihrer sexuellen Orientierung berichtet, etwa gleich groß wie bei den Frauen. Und auch in dieser Gruppe war in etwa zwei Dritteln der Fälle der

Täter eine Person aus einer anderen ethnischen Gruppe. Doch auch bei dieser Gruppe führt dies nicht zu einer generellen Ablehnung von Vielfalt. Wie bei den Frauen zeigt sich auch hier, dass bedeutsame Beziehungen zu Menschen mit Migrationshintergrund wahrscheinlich dazu beitragen, dass negative Erfahrungen nicht zu negativen Einstellungen gegenüber einer ganzen Gruppe verallgemeinert werden. Ein Viertel der Befragten aus dieser Untergruppe hat eine:n Partner:in mit Migrationshintergrund. Sechs von zehn Befragten haben mehrere enge Freund:innen mit Migrationshintergrund. Von denjenigen, die angeben, keinen gemischten Freundeskreis zu haben, gibt die große Mehrheit an, dass ihr weiterer Bekanntenkreis gemischt sei.

Während einwanderungsfeindliche Parteien Frauen und die LGBTQ+-Gemeinschaft in superdiversen Vierteln für ihren einwanderungsfeindlichen Diskurs nutzen, scheinen die Menschen aus diesen Gruppen diesen Diskurs selbst nicht zu unterstützen.

Vielfalt in der Superdiversität

Eines der wichtigsten Merkmale des Konzepts der Superdiversität ist die *Diversifizierung der Vielfalt* (Vertovec 2023). Damit ist gemeint, dass es wichtig ist, die Vielfalt innerhalb ethnischer Gruppen einzubeziehen, wenn es darum geht, die Position zu bestimmen, die Menschen in der Gesellschaft einnehmen.

Die Sichtbarmachung der Vielfalt *innerhalb* ethnischer Gruppen ist wichtig, weil sie die anderen Schnittstellen zwischen Menschen wie sexuelle Orientierung, Geschlecht, politische Zugehörigkeit, Musikgeschmack usw. nach vorne rückt. Diese anderen Schnittstellen gehen oft über die Grenzen der ethnischen Gruppen hinaus. Die schwule Gemeinschaft in Amsterdam ist ein interessantes Beispiel: Eine Besonderheit dieser Gemeinschaft ist ihre enorme ethnische Vielfalt. Diese Vielfalt wird von der Gemeinschaft auch als etwas Wichtiges angesehen und gefeiert. So stellt sich der Amsterdam Gay Men's Chorus stolz als ein Chor mit 34 Nationalitäten vor. Hier scheint die schwule Identität genauso wichtig zu sein oder sogar wichtiger als die ethnische Identität.

Menschen haben viele Identitäten. Der Schriftsteller und Essayist Sinan Çankaya (2020) nennt es: „meine unzähligen Identitäten". All diese verschiedenen Identitäten schaffen ebenso viele Schnittstellen zwischen den Menschen, die über Unterschiede aufgrund der ethnischen Identität hinausgehen können. Diese verschiedenen Identitäten und Schnittstellen sind ein wichtiger Grund dafür, dass Menschen negative Erfahrungen mit Einzelnen nicht auf die gesamte Gruppe verallgemeinern.

Es gibt jedoch auch eine kleinere Gruppe von Befragten, die sich tatsächlich auf eine Identität festzulegen scheinen, nämlich ihre ethnische oder nationale Identität. Ihre Einstellung führt zu negativen interethnischen Interaktionen und diese Negativität scheint auch der Ausgangspunkt für nachfolgende Begegnungen mit Menschen mit

Migrationshintergrund zu sein, zum Beispiel auf der Straße und in Geschäften. So entsteht eine Negativspirale. Dies hat erhebliche Konsequenzen für die Praxis des Zusammenlebens, wie wir im nächsten Kapitel sehen werden.

Kapitel 5

Welche Auswirkungen haben die verschiedenen Positionen zur Vielfalt?

Multikulturelle Viertel werden von Politiker:innen oft als Problemviertel bezeichnet. Als Bewohner:innen eines solchen Viertels haben wir solchen einseitigen Qualifizierungen nie zugestimmt. Ja, Nachbarn haben manchmal Konflikte miteinander, aber das bedeutet nicht, dass die Bewohner:innen des Viertels ständig auf Kriegsfuß leben. Ja, auf der Straße passiert manchmal etwas, aber es ist nicht so, dass man ständig über die Schulter schauen muss. Was wir in dem skizzierten Bild vielleicht besonders vermisst haben, waren die alltäglichen angenehmen Interaktionen zwischen den Bewohner:innen: die Gespräche auf der Straße und in den Geschäften, die fröhliche Atmosphäre im Park und auf dem Spielplatz an einem sonnigen Tag. Wir haben versucht, dieses ausgewogenere Bild des mehrheitlich von Minderheiten bewohnten Viertels in den Fragen der BaM-Umfrage zu erfassen. Diese Fragen konzentrieren sich daher sowohl auf die angenehmen als auch auf die unangenehmen Seiten der Praxis des Zusammenlebens.

Eine weitere Frage, die wir beantworten wollen, ist, inwieweit die Ansichten der Bewohner von MM-Vierteln die Praxis des Zusammenlebens prägen. Wir stellen uns vor, dass sowohl die Gruppe, die migrationsbedingte Vielfalt als Bedrohung sieht, als auch die Gruppe, die sie als Bereicherung empfindet, ein Gewicht in der Waagschale der Praxis des Zusammenlebens darstellen und damit das Klima des Zusammenlebens in entgegengesetzte Richtungen beeinflussen können.

Die Praxis des Zusammenlebens in Zahlen

Die Untersuchung von Spannungen in Nachbarschaften ist nicht neu. Viele Städte verfügen über Stadtteilmonitorings, mit denen sie regelmäßig das Lebensumfeld in den Vierteln messen und bewerten. Politische Entscheidungsträger:innen und die verschiedenen Fachleute, die im Viertel tätig sind, beziehen solche Parameter in ihre auf den Stadtteil gerichteten Aktivitäten mit ein. Unsere Ergebnisse konzentrieren sich dagegen speziell auf die Auswirkungen der Einstellungen und Interaktionen von Bewohner:innen ohne Migrationshintergrund auf die Praxis des Zusammenlebens in einer MM-Nachbarschaft. Dies ist natürlich nur ein Aspekt des Zusammenlebens in einer Nachbarschaft, aber einer, der bisher kaum Beachtung gefunden hat.

In der Umfrage wollten wir von den Befragten wissen, ob ihre Interaktionen mit Menschen mit Migrationshintergrund an öffentlichen Orten, wie auf der Straße oder in Geschäften, angenehm oder unangenehm waren (siehe Infografiken 5a und b). Die Befragten konnten auch angeben, dass sie an einem bestimmten Ort sowohl angenehme als auch unangenehme Begegnungen mit Menschen mit Migrationshintergrund oder überhaupt keine Begegnungen hatten. Zunächst einmal ist es schön zu sehen, dass es in allen Städten weitaus mehr angenehme interethnische Interaktionen *auf der Straße* gibt als unangenehme Interaktionen. Nur in Wien halten sich die angenehmen und unangenehmen Interaktionen fast die Waage.

Bei Personen mit einem höheren Bildungsabschluss kippt das Gleichgewicht noch deutlicher in Richtung angenehme interethnische Interaktionen (siehe Infografik 5b). Aber auch hier sehen wir den höchsten Anteil an unangenehmen interethnischen Interaktionen in Wien. In Kapitel 6 gehen wir möglichen Ursachen dafür nach.

Wir haben auch nach den Interaktionen mit Menschen mit Migrationshintergrund *in Geschäften* gefragt. Der Trend in Geschäften zeigt sogar ein noch etwas positiveres Bild als der Trend auf der Straße (siehe Infografiken 6a und b).

Im weniger anonymen Kontext des Ladens kommt es zu weniger unangenehmen interethnischen Interaktionen als im anonymeren Kontext der Straße (siehe auch Knipprath et al. 2021). Auf dem Spielplatz, wo sich Menschen aus der Nachbarschaft häufiger treffen, sinkt der Anteil unangenehmer interethnischer Interaktionen sogar noch weiter. Da sich die Menschen also eher kennen, steigt die Wahrscheinlichkeit angenehmer interethnischer Interaktionen.

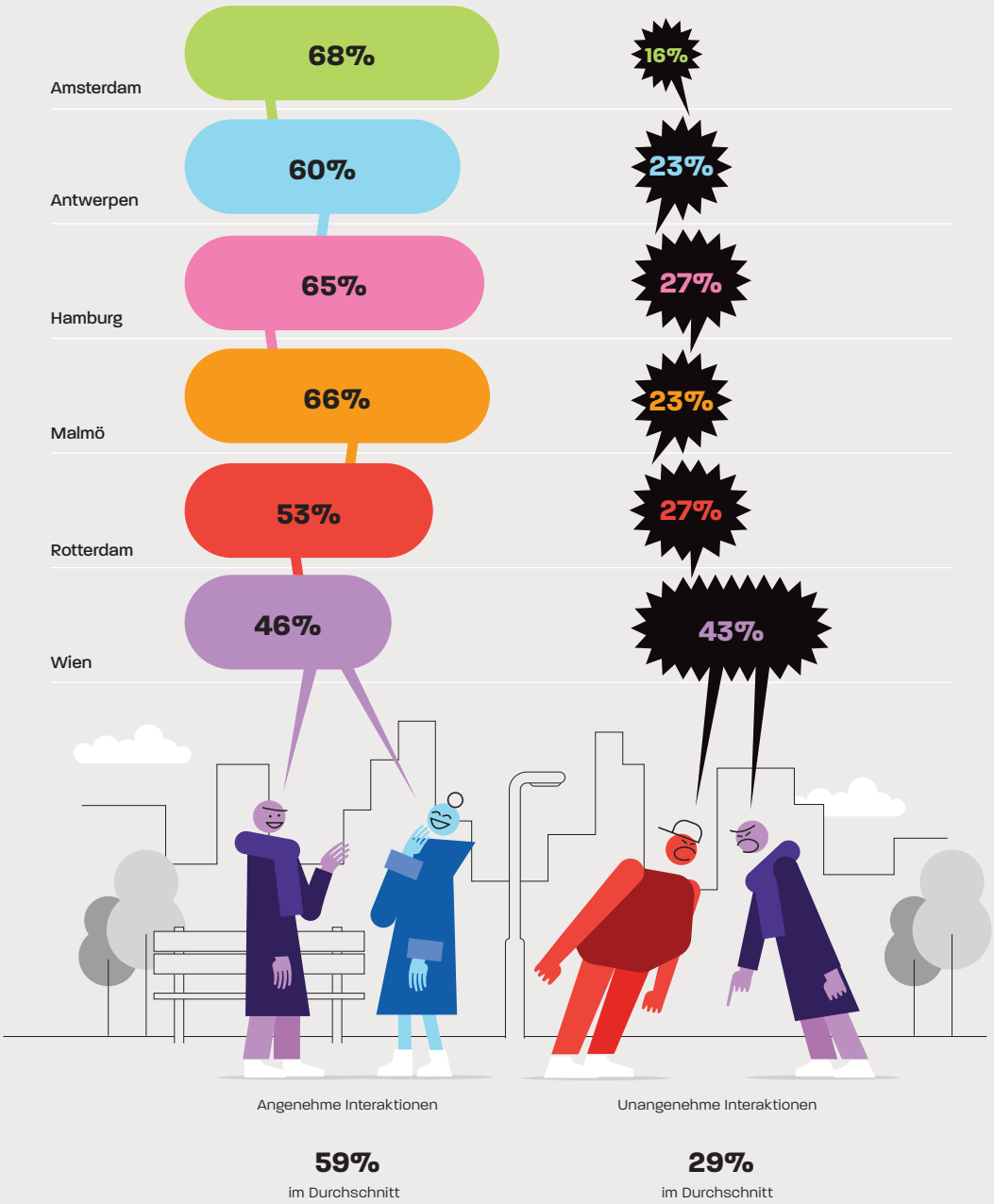
In allen BaM-Städten fällt auf, wie Menschen, die Vielfalt als Bedrohung empfinden, überproportional häufig über interethnische Konflikte berichten. Von den insgesamt 763 gemeldeten unangenehmen interethnischen Interaktionen auf der Straße entfallen auf sie 375. Das ist fast die Hälfte, während sie weniger als ein Viertel der Gesamtzahl der Befragten ausmachen. Wenn also in einem Viertel viele Menschen leben, die Vielfalt als Bedrohung empfinden, hat ihr Gewicht auf der Waagschale erhebliche Auswirkungen auf die Praxis des Zusammenlebens dort.

Unter den Befragten gibt es auch eine Untergruppe, die tatsächlich überproportional häufig von angenehmen interethnischen Interaktionen berichtet. Das sind die Menschen, die Vielfalt nicht nur als Bereicherung sehen, sondern auch einen gemischten Freundes- und Bekanntenkreis haben. Sie berichten anderthalb Mal häufiger von positiven interethnischen Interaktionen auf der Straße als Menschen, die nicht zu dieser Gruppe gehören.

Infografik 5a

Unangenehme und angenehme interethnische Interaktionen *auf der Straße* unter Befragten *ohne* Hochschulabschluss in Mehrheitlich-Minderheiten-Städten

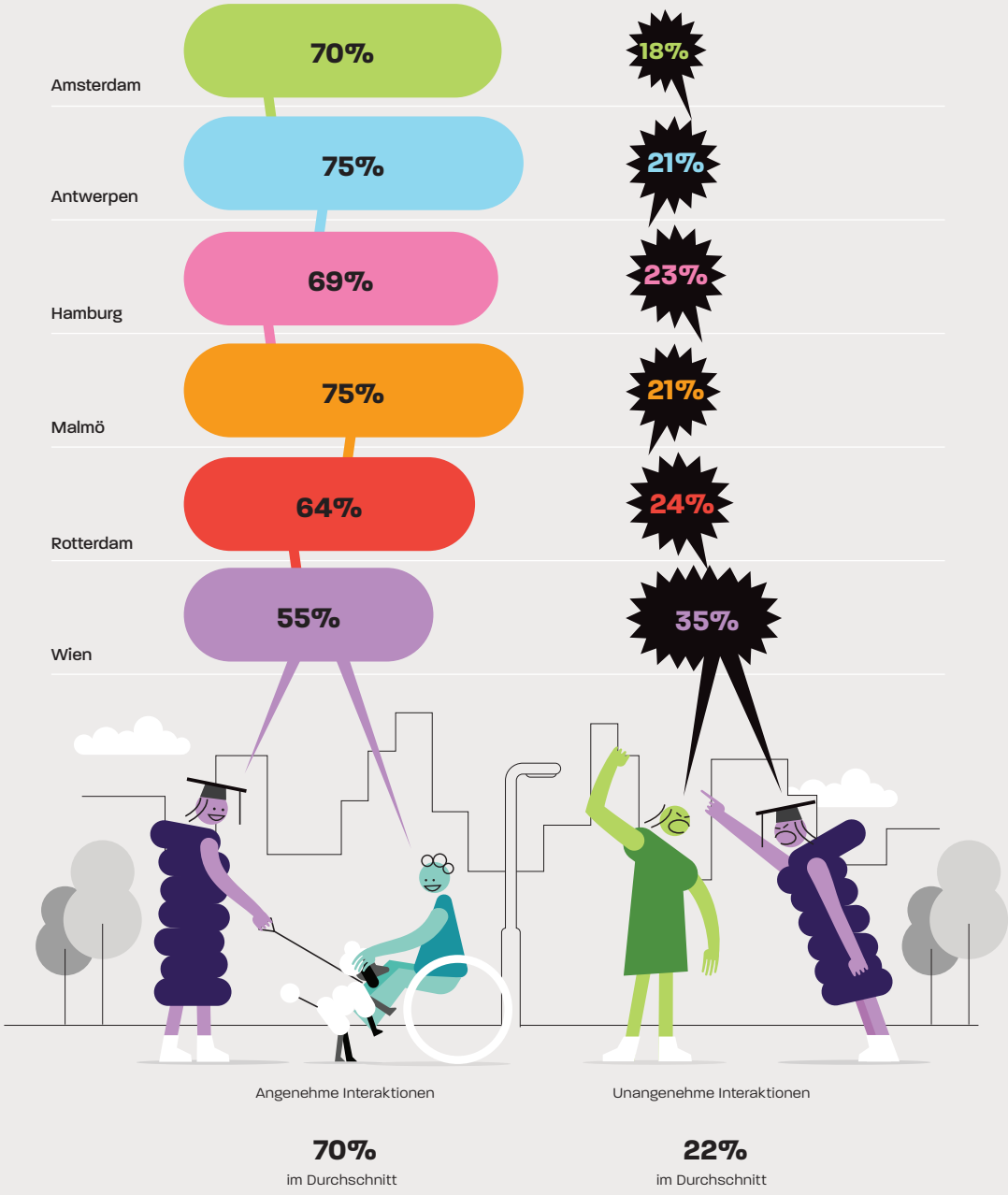
In den sechs BaM-Städten; BaM-Umfrage 2019



Infografik 5b

Unangenehme und angenehme interethnische Interaktionen *auf der Straße* unter Befragten *mit* Hochschulabschluss in Mehrheitlich-Minderheiten-Städten

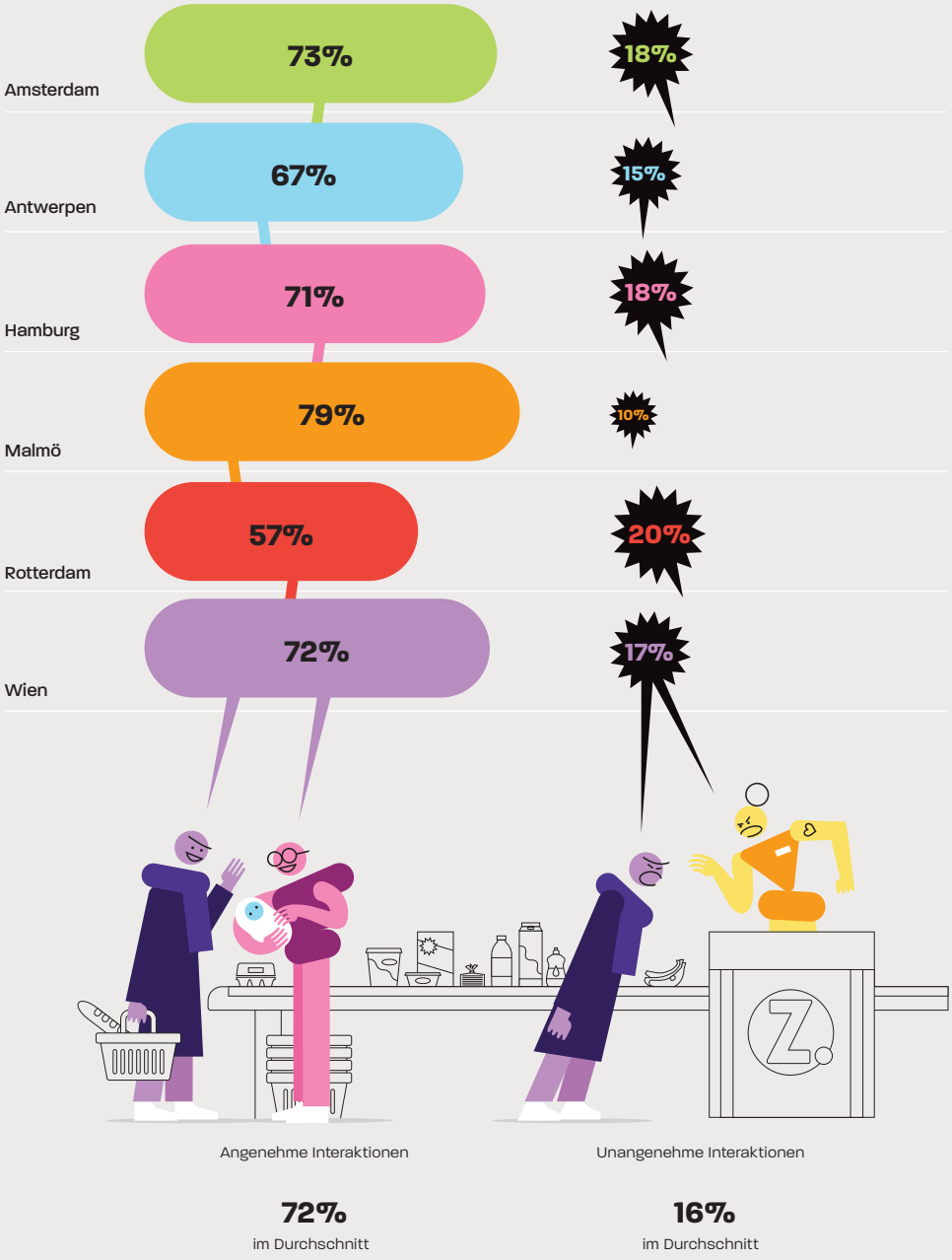
In den sechs BaM-Städten; BaM-Umfrage 2019



Infografik 6a

Unangenehme und angenehme interethnische Interaktionen *in Geschäften* unter Befragten *ohne* Hochschulabschluss in Mehrheitlich-Minderheiten-Städten

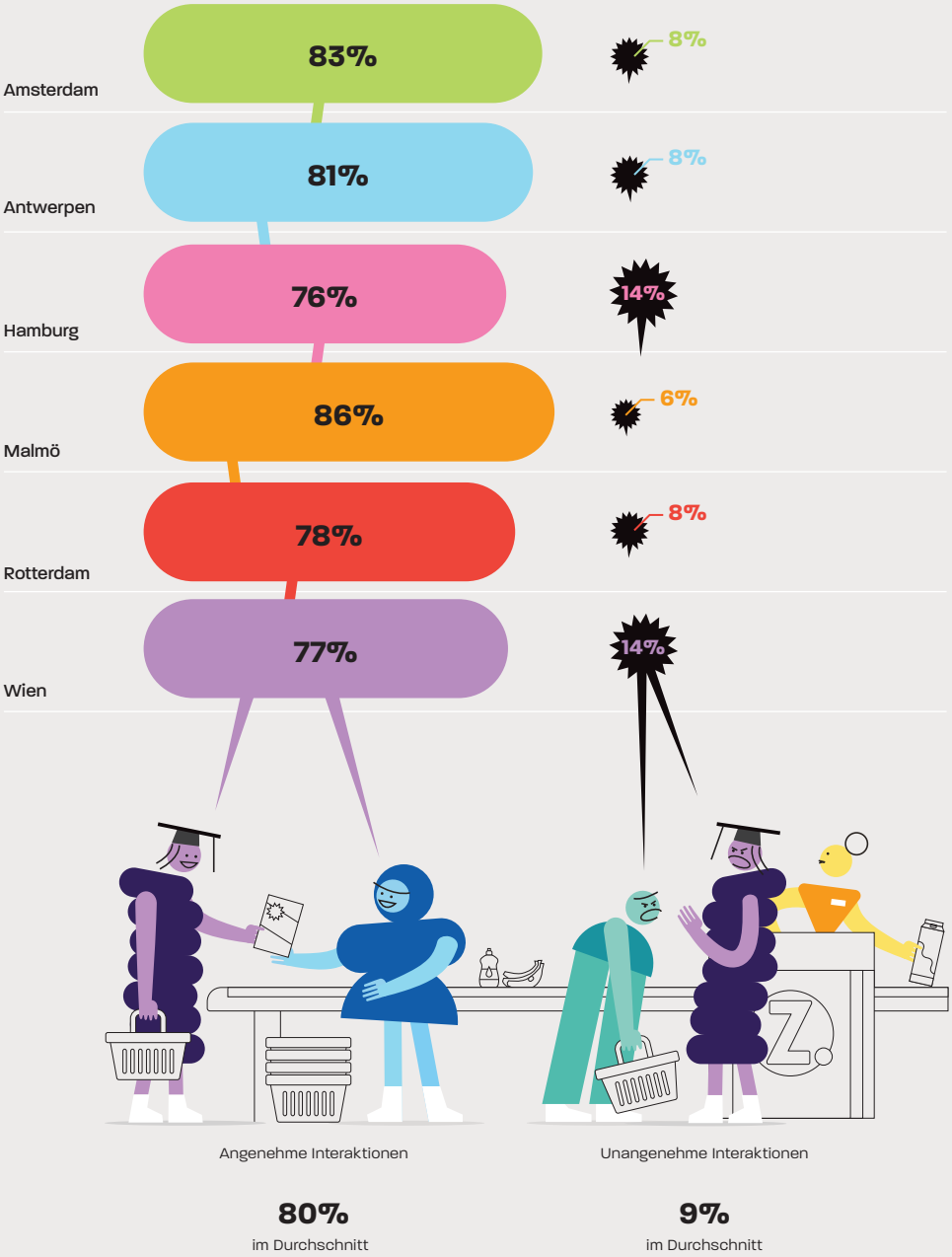
In den sechs BaM-Städten; BaM-Umfrage 2019



Infografik 6b

Unangenehme und angenehme interethnische Interaktionen *in Geschäften* unter Befragten *mit* Hochschulabschluss in Mehrheitlich-Minderheiten-Städten

In den sechs BaM-Städten; BaM-Umfrage 2019



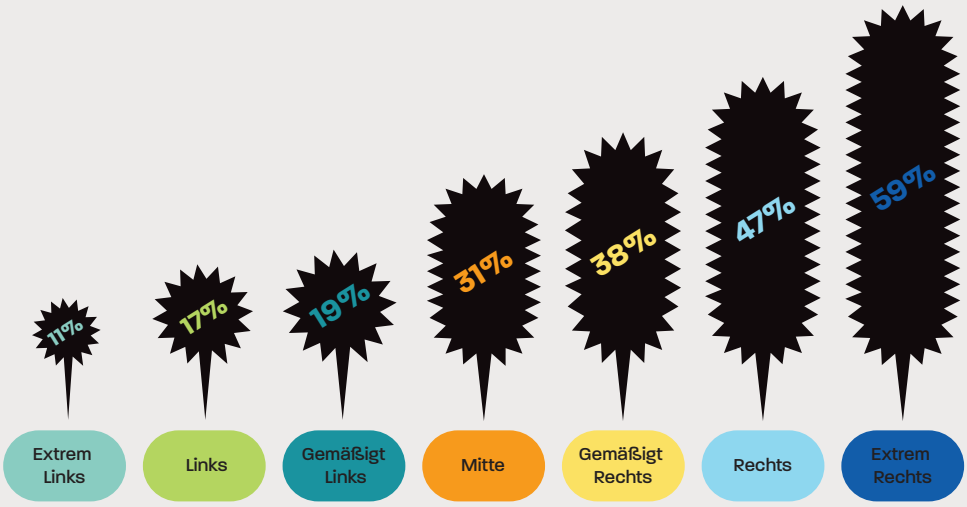
80%
im Durchschnitt

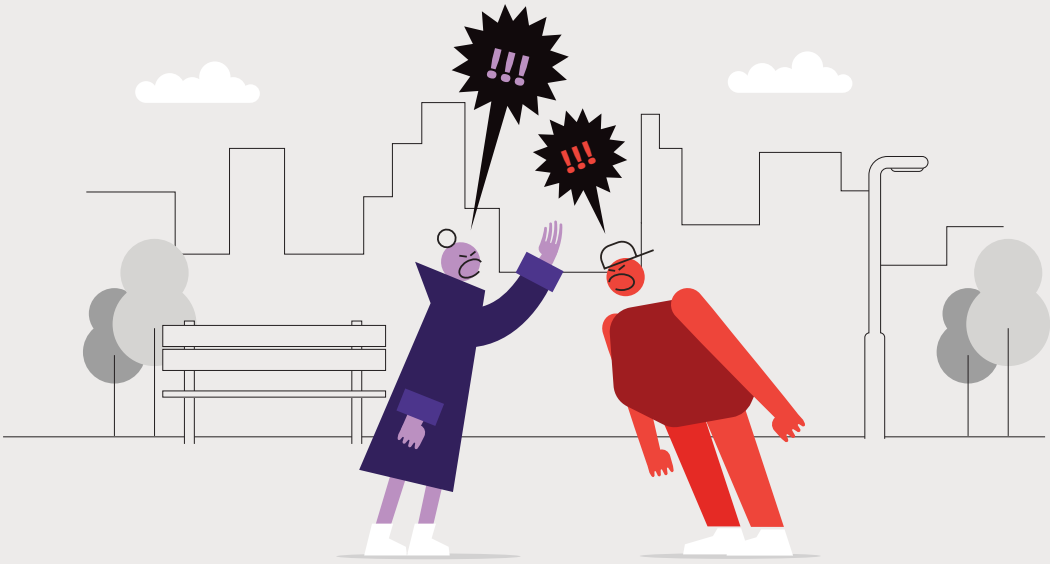
9%
im Durchschnitt

Infografik 7a

Die politischen Präferenzen der Befragten ohne Migrationshintergrund und berichtete unangenehme interethnische Interaktionen auf der Straße

In den sechs BaM-Städten; BaM-Umfrage 2019

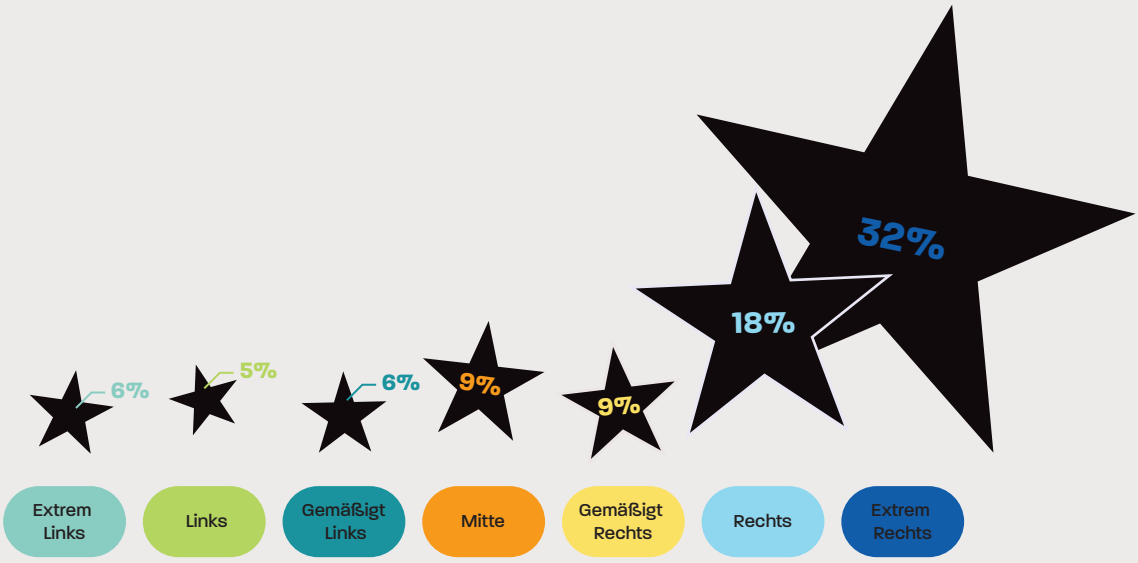




Infografik 7b

Politische Zugehörigkeit der Befragten ohne Migrationshintergrund und berichtete Drohungen oder physische Gewalt in der Nachbarschaft

In den sechs BaM-Städten; BaM-Umfrage 2019



Der Zusammenhang zwischen politischer Zugehörigkeit und der Praxis des Zusammenlebens

In unserer Untersuchung über den Einfluss, den Bewohner:innen ohne Migrationshintergrund auf die Praxis des Zusammenlebens haben, haben wir auch nach ihren politischen Präferenzen gefragt. Wir wissen, dass manchmal mehr als die Hälfte der Menschen in MM-Vierteln nicht wählen geht. Außerdem ist aus der politikwissenschaftlichen Forschung bekannt, dass Menschen, die einwanderungsfeindliche Parteien wählen, nicht immer für ihre politischen Präferenzen einstehen. Unsere Umfrage bildet da sicher keine Ausnahme. Außerdem ist es schwierig, die einwanderungsfeindlichen Parteien in den fünf von uns untersuchten europäischen Ländern zu vergleichen, da sie alle einen unterschiedlichen Charakter und eine unterschiedliche Geschichte haben. Deshalb haben wir im BaM-Fragebogen auch danach gefragt, wo sich die Befragten auf einer Skala von politisch ganz links bis ganz rechts einordnen. Gibt es einen Zusammenhang zwischen dieser Einordnung und unangenehmen interethnischen Interaktionen und Konflikten auf der Straße? Infografik 7a zeigt, dass es tatsächlich einen klaren Zusammenhang zwischen der politischer Einstellung und unangenehmen interethnischen Interaktionen auf der Straße gibt.

Wir haben auch nach Drohungen und körperlichen Auseinandersetzungen auf der Straße gefragt. Hier weisen die Ergebnisse kaum Unterschiede zwischen den politischen Lagern auf – solange es sich um diejenigen handelt, die sich auf der Skala von ganz links bis gemäßigt rechts einordnen. Bei den Befragten, die sich selbst als „rechts" oder „rechtsextrem" bezeichnen, ist der Prozentsatz derer, die angeben, diese Art von Konflikten erlebt zu haben, jedoch deutlich höher. Bei denjenigen, die sich selbst als „rechtsextrem" einordnen, berichtet nicht weniger als ein Drittel über Drohungen und/oder körperliche Auseinandersetzungen im vergangenen Jahr (Infografik 7b).

Die Frage, ob rechtsextreme Parteien ein Klima schaffen, in dem Konflikte in der Nachbarschaft geschürt werden, können wir auf der Grundlage unserer Umfrage nicht beantworten. Auf jeden Fall ist klar, dass es einen Zusammenhang zwischen dem Auftreten von unangenehmen Interaktionen auf der Straße sowie Bedrohungen und physischen Konflikten in der Nachbarschaft und dem Anteil der Rechtsextremen gibt, die dies berichten.

Das Vorhandensein einer großen Gruppe von Menschen mit rechten oder rechtsextremen politischen Präferenzen hat einen großen Einfluss auf das soziale Klima in sehr heterogenen Vierteln und Städten. In Wien, der Stadt mit nicht nur den meisten Wähler:innen rechtsextremer Parteien (zum Zeitpunkt des Forschungsprojekts), sondern auch mit den meisten Einwohner:innen, die sich selbst als rechtsextrem bezeichnen, fanden wir bei weitem die negativsten interethnischen Interaktionen. In Amsterdam, wo rechtsextreme Parteien eine viel geringere Anhängerschaft haben

und sich weit weniger Menschen als rechtsextrem bezeichnen, fanden wir relativ wenige negative interethnische Interaktionen.

Die „Verbinder“: die Beziehung zwischen einem gemischten Freundeskreis und der Praxis des Zusammenlebens

Wir haben bereits gesehen, dass Menschen, die einen gemischten Freundes- und Bekanntenkreis haben, einen wichtigen Einfluss auf die erfolgreiche Praxis des Zusammenlebens haben. Martha Nussbaum beschreibt in ihrem Buch *Die neue religiöse Intoleranz* (2012) die Bedeutung dessen, was sie *interethnische Wahlfreundschaften* nennt. Interethnische Freundschaften werden von mehreren Autoren als eine wichtige Grundlage für den sozialen Zusammenhalt in einer superdiversen Nachbarschaft oder Stadt genannt. Dennoch wissen wir noch wenig darüber, wie dies genau funktioniert. Die bloße Tatsache, dass es einen gemischten Freundes- und Bekanntenkreis gibt, in dem sich Menschen über ethnische Gruppengrenzen hinweg treffen, ist natürlich wichtig, aber erfüllen sie darüber hinaus noch andere Funktionen in der Nachbarschaft?

Um dies zu untersuchen, betrachten wir die Befragten, bei denen mindestens die Hälfte ihres Freundes- und Bekanntenkreises einen Migrationshintergrund hat. Wie bereits angedeutet, finden sich in dieser Gruppe auch Personen, die migrationsbedingte Vielfalt nicht als Bereicherung empfinden. Von den Befragten ohne Migrationshintergrund, die keinen Hochschulabschluss haben, gehört ein Viertel (25 Prozent) zu dieser Gruppe. Unter den Befragten mit Hochschulabschluss ist es etwa jeder Siebte (14 Prozent). Wir haben bereits in Kapitel 3 gesehen, dass viele dieser Befragten in einer vielfältigen Nachbarschaft aufgewachsen sind und eine gemischte Grundschule besucht haben. Ihr Freundeskreis stammt wahrscheinlich noch teilweise aus dieser Zeit.

Eine wichtige Untergruppe unter den „Verbindern“ sind diejenigen, die in einer Beziehung mit einer Person mit Migrationshintergrund leben. Die BaM-Daten zeigen, dass sogar jede:r vierte Partner:in einen Migrationshintergrund hat. Es handelt sich also um eine große Gruppe, die in der Praxis des Zusammenlebens in der Nachbarschaft ein erhebliches Gewicht haben kann. Wir schauen uns diese Gruppe etwas genauer an. Eine Frau aus Amsterdam gibt an, wie ihre Erfahrungen ihren Umgang mit den Menschen in dem superdiversen Viertel, in dem sie lebt, beeinflussen:

> Vielleicht hat es damit zu tun, dass ich jedes Mal ein bisschen mehr über andere Kulturen weiß. Ich war in Ghana, ich hatte einen ghanaischen Partner. Ich arbeite mit vielen Syrern zusammen und habe eine Menge syrischer Freunde. Man beginnt, kulturelle Gewohnheiten zu erkennen. Wenn man also Menschen aus einem bestimmten Land auf der Straße sieht, die sich auf eine bestimmte Art und Weise verhalten, oder wenn man sie reden hört, dann reagiere ich darauf, denn das gefällt mir [sagt ein paar Worte auf

> Arabisch]. Man könnte jetzt denken: Machst du das, um zu prahlen? Aber ich denke, es ist eine einfache Möglichkeit, ihnen zu zeigen: Hey, ich weiß etwas über deine Kultur und ich mag deine Kultur. Und bei den Surinamern hört man einen bestimmten Straßenslang, den ich kenne, weil ich einige Zeit in Surinam verbracht habe. So knüpfe ich also Kontakte.

Interessanterweise konzentriert sich ein Großteil der Forschung zu den Auswirkungen einer gemischten Beziehung auf den:die Partner:in mit Migrationshintergrund. Das Eingehen einer gemischten Beziehung wird oft als der ultimative Lackmustest für die Integration der Person mit Migrationshintergrund angesehen. Mit einer:m Partner:in ohne Migrationshintergrund, so die Vorstellung, wird sie sich gut integrieren und die Normen und Werte der Aufnahmegesellschaft übernehmen. Mögliche Auswirkungen auf den:die Partner:in ohne Migrationshintergrund sind dagegen kaum untersucht worden (Crul, Song & Lelie 2023). Dies zeigt erneut den blinden Fleck in der migrationsbezogenen Diversitätsforschung im Hinblick darauf, was es für Menschen ohne Migrationshintergrund bedeutet, in kulturell vielfältigen Kontexten zu leben.

Von denjenigen, die eine:n Partner:in mit Migrationshintergrund haben, hat ein Drittel einen Freundes- und Bekanntenkreis, der mindestens zur Hälfte aus Menschen mit Migrationshintergrund besteht. Im Vergleich dazu trifft dies nur auf 13 Prozent der Befragten mit einer:m Partner:in ohne Migrationshintergrund zu. Weiterhin zeigt sich, dass Befragte in gemischten Beziehungen auch eine deutlich höhere Akzeptanz migrationsbedingter Vielfalt aufweisen. Sie sind zum Beispiel die Gruppe, die am häufigsten angibt, dass sie Normen und Werte aus anderen Kulturen übernommen hat, aber auch am häufigsten, dass sie zum Beispiel ein paar Worte in einer anderen Sprache gelernt hat, um sich mit Nachbar:innen mit Migrationshintergrund zu verständigen. Diese Gruppe hat signifikant häufiger Kontakt zu solchen Nachbar:innen und bewertet diesen Kontakt auch signifikant häufiger positiv als Befragte, die der Vielfalt zwar ebenfalls positiv gegenüberstehen, aber eine:n Partner:in haben, die:der wie sie selbst keinen Migrationshintergrund hat.

Auch in den qualitativen Interviews wird sichtbar, dass Menschen mit einer:m Partner:in mit Migrationshintergrund mehr Kontakt zu Nachbar:innen mit Migrationshintergrund haben. Oft sind es kleine gegenseitige Gesten, die das Nachbarschaftsleben angenehm machen. Eine Frau aus Rotterdam mit einem Partner marokkanischer Herkunft beschreibt den Kontakt zu ihrem direkten Nachbarn:

> Ich habe einen Nachbarn, das ist ein Surinamer, der hat auch Katzen und so haben wir Katzenkontakt. Und unsere Gärten grenzen aneinander, neulich brachte er Kirschtomaten und so, in einem Glas, und ab und zu bringe ich ihm auch etwas.

Ein Amsterdamer mit einer Partnerin marokkanischer Herkunft erklärt recht unbekümmert, wie es bei ihnen im Treppenhaus zugeht:

Interviewer: Wie viele Familien in eurem Wohnhaus haben einen Migrationshintergrund?
Befragter: Ja alle, außer ganz unten, wo eine niederländische Frau und ein Sohn leben. Unten wohnen eine afrikanische Frau und ein Mann. Und dort oben somalische Menschen.
Interviewer: Wie würdest du die Kontakte dann beschreiben?
Befragter: Ja so, „hallo" oder man hilft sich gegenseitig, die Einkäufe nach oben zu tragen. Das war's auch schon. Es ist besser, gute Nachbarn zu haben als schlechte Kontakte zu den Nachbarn. Dessen sind wir uns bewusst. Du nutzt mit deinen Kindern das Treppenhaus, und du möchtest dich dabei sicher fühlen.. Auch mit dem Kinderwagen bekommst du immer Hilfe. Wenn man nicht gut zu den Nachbarn ist, gehen sie an einem vorbei. Such es dir aus.
Interviewer: Ja, denn manche Menschen finden es schwieriger, einen angenehmen Kontakt zu Nachbarn mit Migrationshintergrund zu haben, andere haben einen guten Kontakt. Was macht es aus, dass der Kontakt gut ist?
Befragter: Ich bin nichts anderes gewohnt, ich kann das nicht beurteilen. Für mich ist das ganz normal, Menschen aus einer anderen Kultur zum Beispiel. Das fühlt sich für mich normal an. Ich sehe das auch nicht anders. Alle meine Kinder sind auch halb marokkanisch.

Gerade solche alltäglichen Formen von nachbarschaftlicher Hilfe und Kontakt sind wichtig für ein angenehmes Leben in einer Hausgemeinschaft.

Interethnische Kontakte im privaten Bereich beeinflussen somit Handlungen in Kontexten auch außerhalb des eigenen intimen sozialen Umfelds. Wir sehen auch einen starken Einfluss auf angenehme interethnische Interaktionen auf der Straße, in Geschäften und im Park. Eine Frau aus Antwerpen mit einem äthiopischen Partner beschreibt, wie sie mit bestimmten Codes und Empfindlichkeiten umgeht, um interethnische Interaktionen angenehm zu gestalten:

Jemandem, der kein Niederländisch spricht, gegenüber verhalte ich mich anders, weil ich mich anpasse. Bei jemandem, der (einen Glauben) praktiziert, werde ich bei bestimmten Themen vorsichtiger sein. Ich werde einer muslimischen Frau keine Flasche Wein schenken. Und die Begrüßung: in der äthiopischen Gemeinschaft grüße ich auf äthiopische Weise oder man benutzt äthiopische Wörter. Oder man kleidet sich anders. In Borgerhout zum Beispiel, wenn es Sommer ist, ist das anders als hier. Hier gehe ich ganz einfach in einem kurzen Kleid in die Bäckerei. Das werde ich dort nicht tun. Das ist wie mit der Mode, nicht wahr? Wenn alle anfangen, etwas Bestimmtes zu tun oder zu tragen, fängt man oft selbst an es zu tun.'

Dieselbe Frau stellt das Konzept der Empathie in den Mittelpunkt, um die Praxis des Zusammenlebens zu verbessern:

Du kannst nicht einfach voraussetzen, wer die andere Person ist. Das ist eine Pflicht, finde ich, denn wir müssen einfühlsam sein, aber man kann nicht einfühlsam sein, wenn man nicht weiß, wer die andere Person ist, natürlich. Du musst also mit anderen reden, du musst dich auf einen Dialog einlassen, um selbst zu wissen, wer die andere Person ist. Und außerdem, aber das ist dann meine Verantwortung, muss ich den Leuten das Gefühl geben, dass sie dazugehören. Und das ist dann so eine Verantwortung, auch anderen

das Gefühl zu geben, willkommen zu sein oder sich wohl zu fühlen. Aber das ist ein strukturelles Problem. Wir bemühen uns in der Bildung darum, aber es ist ein großes Problem, dass es diese Begegnungen nicht gibt. Wir sollten eine Regierung haben, die sich viel mehr für Begegnungen einsetzt.

Eine Amsterdamerin mit einem marokkanischen Partner nennt ebenfalls Beispiele für Dinge, die sie begonnen hat, anders zu machen, um den Kontakt mit Nachbar:innen und Verwandten mit Migrationshintergrund zu erleichtern. Oft sind es kleine Dinge:

Mein Mann ist auch Marokkaner. Wir essen zum Beispiel während des Ramadans auch nicht draußen. Mein Mann macht zwar keinen Ramadan. Aber während der Fastenzeit essen wir nicht draußen, aus Respekt [vor anderen Menschen, die fasten]. Es gibt einige solche Anpassungen. Und ja, wenn ich zu meinen Schwiegereltern fahre. Nicht, dass ich normalerweise so wenig anziehe, aber dort achte ich schon darauf. Jedenfalls sehen dort alle immer tiptop aus, sozusagen. Ja, ich gehe dann doch auch ein bisschen … und man muss dort die Schuhe ausziehen, also muss man darauf achten, dass man gute Socken anhat. Ja, da achte ich schon drauf. Und das mache ich im Grunde genommen auch, wenn ich in meinem eigenen Haus bin.

In den Interviews fällt auf, dass die Befragten mit einer:m Partner:in mit Migrationshintergrund mit den Nachbar:innen mit Migrationshintergrund nicht nur Nettigkeiten austauschen. Sie wissen oft auch persönlichere Dinge über sie, sie fungieren oft als eine Art Scharnier für die Kontakte zwischen Menschen mit und ohne Migrationshintergrund im Hausflur oder Wohnblock, indem sie zum Beispiel eine gemeinsame Aktivität für die Bewohner:innen organisieren. Aus den Interviews geht hervor, dass einige dieser Personen im Sozial-, Kultur- oder Bildungsbereich arbeiten und daher über professionelle Fähigkeiten verfügen, um Menschen in der Nachbarschaft oder einem Wohnblock mit kulturellen oder sozialen Aktivitäten zusammenzubringen. Dies ist ein wichtiger Mehrwert, den diese Menschen für das superdiverse Viertel, in dem sie leben, darstellen. Die Tatsache, dass jemand ohne Migrationshintergrund die Verbindung herstellt, macht es auch anderen Bewohner:innen ohne Migrationshintergrund leichter, ebenfalls in Kontakt mit den Nachbar:innen mit Migrationshintergrund zu kommen. Die Amsterdamerin mit dem marokkanischen Partner aus dem obigen Zitat erzählt von einem Treffen, das sie im gemeinsamen Innenhof des Wohnblocks organisiert hat:

Ja, das war ganz gut besucht. Ich muss sagen, dass meine unmittelbare Nachbarin [mit Migrationshintergrund] nicht dorthin gegangen ist. Aber die, die um die Ecke wohnen, waren da. Dort wohnt ein älteres marokkanisches Ehepaar. Da waren also verschiedene Bewohner. Und hier [sie zeigt auf eine Wohnung] wohnt eine marokkanische Frau, die kenne ich auch seitdem. Und mit ihr organisiere ich jedes Jahr ein Kaffeekränzchen im Garten. Am Wochenende vor den Sommerferien laden wir dann alle Nachbarn ein, in den Garten

> zu kommen und etwas zu trinken. Das mache ich mit ihr [der marokkanischen Nachbarin]. Ich habe sie damals ganz bewusst darauf angesprochen.

Wenn es in der Nachbarschaft zu kleinen Auseinandersetzungen wegen der Kinder kommt, spielen sie oft eine vermittelnde Rolle und sorgen dafür, dass die Konflikte nicht aus dem Ruder laufen oder ethnisiert werden. Das folgende Zitat einer Frau aus Amsterdam mit einem Partner mit Migrationshintergrund veranschaulicht dies:

> Manchmal landet ein Ball auf unserem Balkon. Meine Kinder ihn dann meist einfach zurückwerfen, aber ich warte, bis sie klingeln. Dann sagen sie: „Ja, mein Ball ist auf Ihrem Balkon." Dann sage ich: „Oh, soll ich ihn eben zurückwerfen?" Und dann sage ich: „Mir fehlt noch ein Wort". „Oh ja, danke!" [lacht] Sie wissen auch, wo sie mich finden können, denn ich habe einen langen Stock im Zählerschrank, falls der Ball mal im Baum gelandet ist. So schafft man auch … Ich tue das auch ganz bewusst, wenn ich die Jungs draußen auf unserem kleinen Platz treffe, sage ich Hallo zu ihnen. Das mache ich konsequent, damit sie wissen, dass ich sie kenne.

Die Bedeutung dieser *Verbinder:innen* für eine Nachbarschaft kann kaum überschätzt werden. Sie sind entscheidend für die erfolgreiche Praxis des Zusammenlebens in einem superdiversen Quartier. Zusammen mit den *Verbinder:innen* mit Migrationshintergrund bilden sie das unsichtbare Geflecht, das die Menschen in einem Quartier verbindet und mögliche Konflikte dämpft.

Kapitel 6

Warum fällt die Bilanz der Praxis des Zusammenlebens so positiv aus?

In diesem Kapitel möchten wir eine der wichtigsten Fragen beantworten, die wir uns gestellt haben, als wir das Projekt *Becoming-a-Minority* starteten. Vielfalt ist seit langem ein weithin akzeptierter Teil der Alltagsrealität in unserem eigenen Viertel in Amsterdam. Kulturelle, pädagogische und soziale Einrichtungen passen sich an diese Realität an oder haben sich bereits darauf eingestellt. Dieses Bild steht in krassem Gegensatz zu dem zunehmend negativen politischen Klima. Unsere multikulturelle Gesellschaft wird regelmäßig als „Misserfolg" und sogar als „multikulturelles Drama" dargestellt. Nach Ansicht vieler Politiker ist das multikulturelle Projekt „tot". Warum also fällt unsere Bilanz dennoch zugunsten einer erfolgreichen Praxis des Zusammenlebens aus?

Im vorangegangenen Kapitel haben wir verschiedene Faktoren untersucht, die die Praxis des Zusammenlebens in superdiversen Stadtvierteln beeinflussen. In diesem Kapitel stellen wir zwei Schlüsselmechanismen vor, die den Ausschlag für eine erfolgreiche Praxis des Zusammenlebens geben können. Der erste hat mit dem offensichtlichen Widerspruch zwischen den Einstellungen zur Vielfalt, also den Meinungen der Menschen und ihrer gelebten Praxis der Vielfalt zu tun. Während eine signifikante Gruppe von Befragten angibt, dass sie migrationsbedingte Vielfalt vor allem als Bedrohung empfindet, äußern sie sich auf unsere Frage, wie sie ihre Beziehungen zu Nachbarn mit Migrationshintergrund bewerten, positiv. Noch interessanter ist, dass diese Gruppe auch weniger unangenehme und mehr schöne interethnische Interaktionen auf der Straße, im Park und in Geschäften hat. Die Tatsache, dass ein Teil derjenigen, die eine negative Einstellung zur Vielfalt haben, diese Haltung nicht auf die Interaktionen mit den Nachbar:innenn und im öffentlichen Raum überträgt, bedeutet, dass

mehr Gewicht auf die Seite der Waage gelegt wird, die ein erfolgreiches Zusammenleben schafft. Dem gehen wir im Folgenden ausführlicher nach. Um zu überprüfen, ob dieser Mechanismus auch in einem Kontext funktioniert, in dem negative Einstellungen stark überwiegen, führen wir danach einen Stresstest durch. Dazu betrachten wir den Kontext, in dem wir die negativsten Einstellungen gegenüber migrationsbedingter Vielfalt gefunden haben: bei Befragten im sozialen Wohnungsbau in Wien. Wenn selbst in diesem Kontext das Gleichgewicht aufgrund des oben beschriebenen Mechanismus in Richtung einer erfolgreichen Praxis des Zusammenlebens kippt, ist dies ein klares Signal.

Der zweite wichtige Mechanismus, der sich auf die Praxis des Zusammenlebens auswirkt, betrifft die Rolle von Machtpositionen. Menschen können individuell Macht ausüben, zum Beispiel als Manager oder aufgrund ihrer Position in einer Organisation oder Institution. Sie können diese Machtposition nutzen, um mehr Akzeptanz von kultureller Vielfalt zu schaffen oder im Gegenteil die Ablehnung von Vielfalt zu verstärken. Im Folgenden betrachten wir daher die Befragten in Führungspositionen sowohl mit als auch ohne Hochschulabschluss. Wir betrachten dabei auch Personen, die das Klima der Vielfalt in Einrichtungen im kulturellen, pädagogischen oder sozialen Bereich beeinflussen können.

Negativ in Bezug auf Vielfalt, aber die Praxis ist differenzierter

Wir haben gesehen, dass eine bedeutende Gruppe von Befragten, insbesondere unter denjenigen ohne Hochschulabschluss, die migrationsbedingte Vielfalt als Bedrohung empfindet. Im Folgenden wird untersucht, inwiefern sich diese Einstellung auch auf die interethnischen Interaktionen mit ihren Nachbar:innen und im Viertel überträgt. Wir betrachten die Gruppe ohne Hochschulabschluss, da hier die größte Untergruppe mit einer negativen Einstellung zur migrationsbedingten Vielfalt zu finden ist. Ist die Praxis, die wir bereits in Kapitel 1 am Beispiel des Den Haager Stadtteils Schilderswijk vorgestellt haben, nämlich dass Menschen sich zwar ausgesprochen negativ über Migration äußern können, aber auch ausgesprochen positiv über ihre Beziehung zu ihren Nachbarn mit Migrationshintergrund, ein weiter verbreitetes Phänomen?

Ein Drittel (37 Prozent) der Personen ohne Hochschulabschluss, die migrationsbedingte Vielfalt als Bedrohung empfinden, bewertet den Kontakt zu Nachbar:innen mit Migrationshintergrund dennoch positiv (siehe Tabelle 4 in Anhang 2). Diese Befragten übertragen also ihre negative Einstellung nicht auf den persönlichen Kontakt zu ihrer Nachbarschaft. Ist dieser positive Kontakt zu den Nachbar:innen nun eine Ausnahme im Verhalten gegenüber Menschen mit Migrationshintergrund oder unter-

scheiden sich diese Befragten tatsächlich von denjenigen, die ihren Nachbar:innen mit Migrationshintergrund neutral oder negativ gegenüberstehen? Um dies herauszufinden, untersuchen wir mögliche Unterschiede in den interethnischen Interaktionen auf der Straße. Auch hier erweisen sich die Unterschiede als signifikant: Personen, die den Kontakt zu Nachbar:innen mit Migrationshintergrund positiv bewerten, haben signifikant weniger unangenehme interethnische Interaktionen auf der Straße als diejenigen, die ihre Kontakte zu Nachbar:innen mit Migrationshintergrund negativ bewerten. Der Unterschied beträgt ganze 46 Prozent! Wir haben auch gefragt, ob die Personen im letzten Jahr auf der Straße bedroht oder körperlich angegriffen wurden. Auch hier zeigen sich starke signifikante Unterschiede (15 Prozent gegenüber 39 Prozent) zwischen Befragten, die positiven, und Befragten, die negativen Kontakt zu ihren Nachbar:innen mit Migrationshintergrund haben. Wir betonen nochmals, dass es sich dabei immer um Personen handelt, die eine negative Grundeinstellung zur migrationsbedingten Vielfalt geäußert haben. Diejenigen, die einen positiven Kontakt zu Nachbar:innen mit Migrationshintergrund haben, sind aber deutlich seltener in solche Konflikte verwickelt.

Dies ist eine wichtige Schlussfolgerung, vor allem auch für Politiker und Entscheidungsträger. Oft werden alle Menschen, die sich negativ über migrationsbedingte Vielfalt äußern, in einen Topf geworfen. Ein erheblicher Teil von ihnen scheint jedoch bereit zu sein, eine positive Beziehung zu ihren Nachbar:innen mit Migrationshintergrund aufzubauen. Dies erfordert eine aktive Haltung, vor allem angesichts ihrer Einstellungen zur migrationsbedingten Vielfalt. Wir haben in Kapitel 3 gesehen, dass viele Menschen, die migrationsbedingte Vielfalt als soziale und emotionale Bedrohung sehen, oft einen hohen Preis für diese Haltung zahlen. In der kulturell vielfältigen Nachbarschaft leben sie nicht selten ein Leben in Selbstabgrenzung und häufigen Konflikten. Ein erheblicher Teil dieser Gruppe möchte aber offenbar nicht so leben. In der Praxis entscheiden sich diese Befragten für ein gutes Verhältnis zu ihren Nachbar:innen mit Migrationshintergrund und haben keine Konflikte im öffentlichen Raum.

Einige dieser Personen haben auch die Möglichkeit genutzt, am Ende der BaM-Umfrage einen Kommentar zu hinterlassen. In der Forschung verwenden wir solche Zitate der Befragten oft als Illustration, um einen Mechanismus zu verdeutlichen, d. h., um noch einmal zu zeigen, wie Menschen denken und handeln. Oft genug werden allerdings Zitate, die eher widersprüchliche Ansichten zum Ausdruck bringen, nicht verwendet. Dabei ist es wichtig, auch die Menschen zu Wort kommen zu lassen, die widersprüchliche Ansichten vertreten. Deshalb geben wir im Folgenden einige Kommentare wieder, die am Ende der BaM-Umfrage hinterlassen wurden und die aufgrund ihrer offensichtlichen Widersprüchlichkeit meist eher nicht zur Illustration ausgewählt werden würden. Wir denken aber, dass gerade dieser Widerspruch, in migrationsbedingter

Vielfalt eine Bedrohung zu sehen und dennoch ein entspanntes Zusammenleben zu praktizieren, eine wichtige Öffnung der polarisierten Debatte darstellt:

> Ich mag Nuancen. Ich habe guten Kontakt zu meinen marokkanischen, surinamischen und karibischen Nachbarn. Allerdings gibt es regelmäßig Belästigungen (Lärmbelästigung und Müll) durch eine Gruppe herumlungernder Jugendlicher, die die Atmosphäre in der Straße ruinieren und unsoziales Verhalten zeigen.
>
> Die Bewohner der Straße unterhalten sich, grüßen sich und helfen sich gegenseitig, wo es nötig ist. Wir kommen nicht einfach zur Tür herein, aber man kann eine Hand erwarten, wenn man etwas Schweres die Treppe hochheben muss.
>
> Nicht jeder ist gleich und hat eine Chance verdient, gleich behandelt zu werden. Was mich stört, ist, wie viele Menschen in anderen Ländern mit Abfall umgehen. Der Abfall wird aus dem Fenster geworfen. Aber ich denke, es ist auch gut, etwas von anderen Kulturen zu lernen.
>
> Ich bin mit vielen Migranten aufgewachsen und kenne ihre Probleme. Trotzdem möchte ich, dass die Probleme meiner eigenen Leute mehr beachtet werden.
>
> Das größte Problem sind im Moment nicht so sehr die Menschen mit Migrationshintergrund, sondern die Tatsache, dass ihnen das Meiste zugestanden wird, z. B. bei der Eröffnung eines Ladens oder bei der Gewährung von Sozialleistungen, während Menschen wie ich und viele andere jahrelang auf eine Wohnung warten oder, nachdem etwas passiert ist, einen Antrag auf Sozialleistungen stellen müssen und die gekürzt werden bzw. wir kaum etwas bekommen.
>
> Ich finde die Migration kein Problem, aber ich denke, dass unsere Kultur dabei zu wenig berücksichtigt wird.

Die Ergebnisse der BaM-Umfrage und die Kommentare der Befragten nuancieren die Theorie der ethnischen Gruppenkonflikte, die wir in Kapitel 3 diskutiert haben. Ein Teil derjenigen, die die migrationsbedingte Vielfalt als Bedrohung empfinden, landet dennoch nicht in einer Abwärtsspirale von interethnischen Konflikten und damit verbundenen noch negativeren Einstellungen. Dies ist jedoch zugleich auch eine Abweichung von der Kontakthypothese, die ja davon ausgeht, dass positive persönliche Kontakte zu mehr Toleranz und folglich zu einer positiveren Einstellung gegenüber migrationsbedingter Vielfalt führen werden. Auch dies scheint hier nicht der Fall zu sein: Die Befragten aus dieser Gruppe haben durchaus negative Einstellungen gegenüber migrationsbedingter Vielfalt. Sie scheinen sich irgendwo in einer Grauzone zwischen den Hypothesen dieser beiden Theorien zu befinden.

Auch Befragte mit negativer Einstellung zu migrationsbedingter Vielfalt, die den Kontakt zu Nachbar:innen mit Migrationshintergrund als neutral bezeichnen, dehnen diese Grauzone weiter aus. Dieser Mann aus Hamburg drückt es recht treffend aus:

> Naja, man kann ja sagen, da hat man zum einen den Rassismus von Deutschen gegenüber Ausländern, wobei dann aber der Nachbar mit Migrationshintergrund, der direkt im Haus wohnt, natürlich nie der ist, den man meint. Es sind immer die anderen. Und da fragt man sich natürlich, welche anderen? Und da muss man dann quasi immer rundherum schlagen. Aber es sind ja nie die Nachbarn, sondern immer die anderen.

Diese Menschen stellen zahlenmäßig die größte Gruppe und auch hier zeigt sich, dass weniger Konflikte im halböffentlichen Raum berichtet werden als von der Gruppe, die negative Einstellungen mit negativen persönlichen Kontakten zu Nachbarn verbindet. Es scheint, dass sowohl die Kontakthypothese als auch die Theorie der Bedrohung durch ethnische Gruppen dieser Grauzone, in der sich Menschen befinden, die sich nicht „konsistent" verhalten, wenig Aufmerksamkeit schenken, weil interethnische Kontakte sie nicht positiver machen, aber auch nicht in eine Abwärtsspirale von Konflikten stürzen.

Das Gewicht dieser großen Gruppe von Personen in der Grauzone ist ein wichtiger Grund dafür, dass das Gleichgewicht im Allgemeinen letztlich nicht in Richtung eines negativen Diversitätsklimas kippt, wie wir das aufgrund ihrer Meinungen eigentlich erwarten müssten. Wenn wir das Gesamtbild betrachten, sehen wir außerdem, dass die Menschen, die sich negativ über Vielfalt äußern, diese Einstellung überwiegend nicht in eine explizit negative Praxis umsetzen, während Menschen, die der migrationsbedingten Vielfalt positiv gegenüberstehen, ihre Einstellung im Allgemeinen sehr wohl in angenehme Interaktionen und Kontakte umsetzen. Dies verdeutlicht ganz schön, warum es wichtig ist, die *Praxis* des Zusammenlebens zu betrachten. Würden wir nur die negativen Einstellungen zum Leben in einem kulturell vielfältigen Kontext betrachten, so wäre zu erwarten, dass es viele unangenehme Interaktionen und Konflikte gibt. Wenn wir jedoch die tatsächliche Praxis der Menschen berücksichtigen, stellen wir fest, dass diese überwiegend das Zusammenleben erfolgreich hinbekommen.

Stresstest für die Praxis des Zusammenlebens

Wir haben bereits gesehen, dass es in Wien besonders viele Menschen ohne Hochschulabschluss gibt, die eine negative Einstellung zu migrationsbedingter Vielfalt haben, und dass es in der Stadt viele Spannungen auf den Straßen und in den Geschäften gibt, die das Klima der Vielfalt negativ beeinflussen. Die Befragten ohne Hochschulabschluss, die in Wien in Sozialwohnungen leben, waren von allen Befragten gegenüber Vielfalt am negativsten eingestellt. Der soziale Wohnungsbau bildet oft ausgeprägte Cluster in einem Viertel, meist in Form von Wohnblöcken und Hochhäusern. Auf die Architektur dieser Viertel und ihren Einfluss auf das Wohnumfeld werden wir später im Buch noch ausführlich zurückkommen, aber zunächst schauen wir uns den Stand der Praxis des Zusammenlebens in den befragten Wiener MM-Quartieren an, die von allen BaM-Quartieren am extremsten negativ abschneiden, wenn es um die

Einstellungen zu migrationsbedingter Vielfalt geht. Es ist der ultimative Stresstest. In unserer Wiener Stichprobe leben 162 Personen ohne Hochschulabschluss im sozialen Wohnungsbau, was für die Datenanalyse ausreichend ist. Diese Befragten sehen die migrationsbedingte Vielfalt doppelt so häufig als Bedrohung (53 Prozent) wie als Bereicherung (23 Prozent) (siehe Tabelle 5 in Anhang 2). Im Vergleich dazu liegt in den anderen Städten der Anteil der Personen ohne Hochschulabschluss, die Vielfalt als Bedrohung empfinden, zwischen 30 und 40 Prozent (siehe Infografik 2, Kapitel 2).

Von den Bewohner:innen dieser Stadtteile sind 85 Prozent in Wien geboren. Ein Drittel wurde sogar in ihrem derzeitigen Wohnviertel geboren. Auch das sind im Vergleich zu anderen Städten sehr hohe Zahlen. Das sind die Menschen, die im Laufe der Jahre miterlebt haben, wie sich ihre Stadt immer schneller verändert hat. So geben 30 Prozent an, dass die Vielfalt in ihrem eigenen Viertel in den letzten fünf Jahren zugenommen hat, und 38 Prozent sagen sogar, dass sie „stark zugenommen" hat. Für viele Befragte ist die Wahl des Wohnorts und des Viertels, in dem sie leben, allerdings auch auf finanzielle Erwägungen zurückzuführen. Relativ wenige Befragte geben an, dass sie aufgrund einer positiven Entscheidung hier leben. Ein Drittel der Befragten gab an, dass sie in dem Viertel wohnen, weil sie dort eine Sozialwohnung zugewiesen bekommen haben, und etwa die Hälfte gab an, dass sie wegen der niedrigen Mieten in dem Viertel wohnen. Häufig teilen sie sich mit anderen Bewohner:innen einen Flur, von dem die Wohnungen abgehen, oder einen Aufzug. Diese Kombination aus mangelnder Wahlmöglichkeit und erzwungenem interethnischen Zusammenleben verdeutlicht die Herausforderungen, die das Zusammenleben in diesen Vierteln kennzeichnen.

Doch selbst in diesem speziellen Kontext geben vier von zehn Personen an, dass ihr Kontakt zu Nachbar:innen mit Migrationshintergrund positiv ist, während nur einer von zehn sagt, dass der Kontakt negativ ist (siehe Tabelle 6 in Anhang 2). Auch hier zeigt sich ein anderes Bild des Lebensumfelds, als es sich allein aus der Einstellung zur Vielfalt ergibt. Schlüsselt man die Ergebnisse weiter nach Einstellungen zur migrationsbedingten Vielfalt auf, so zeigt sich, dass sogar 35 Prozent derjenigen, die migrationsbedingte Vielfalt als Bedrohung sehen, den Kontakt zu ihren Nachbar:innen mit Migrationshintergrund als positiv beschreiben (siehe Tabelle 7 in Anhang 2).

Betrachtet man die interethnischen Interaktionen auf der Straße, so ergibt sich ein ähnliches Bild. Selbst in diesen Vierteln werden etwas mehr angenehme interethnischen Interaktionen berichtet (46%) als unangenehme (42%) (siehe Tabelle 8 in Anhang 2). Und wieder ist auffällig, dass nicht alle, die Vielfalt als Bedrohung ansehen, auch über unangenehme interethnische Interaktionen berichten. Bei einem erheblichen Teil (22%) führen die die negativen Einstellungen zur Vielfalt nicht zu negativen interethnischen Interaktionen auf der Straße (siehe Tabelle 9 in Anhang 2). Die Ergebnisse für die Gruppe, die „neutral" bewertet, liegen sehr nahe an den Ergebnissen der Gruppe, die migrationsbedingte Vielfalt als Bereicherung ansieht. Zusammengenommen ergibt dies ein deutlich weniger negatives Bild des Diversitätsklimas in der Nachbarschaft, als wir es aufgrund der diskutierten Einstellungen erwarten würden.

Es ist sicherlich nicht unsere Absicht, das Lebensumfeld in diesen Sozialwohnungen als allgemein angenehm darzustellen. Konflikte, Drohungen und sogar körperliche Gewalt werden von den Befragten häufiger genannt als anderswo. Wir wollten hier aber untersuchen, ob die zuvor beschriebenen grundlegenden Mechanismen, die dafür sorgen, dass die Praxis des Zusammenlebens positiver ist, als es aufgrund der negativen Einstellungen eines (großen) Teils der Bewohner:innen zu erwarten wäre – so wie wir es in eher durchschnittlichen Quartieren gesehen haben –, auch im extremeren und negativeren Kontext dieser Wiener Quartiere funktionieren. Das Ergebnis bestätigt, dass hier einer der wichtigsten Mechanismen für die Praxis des Zusammenlebens in einer superdiversen Nachbarschaft vorliegt. Je weniger anonym „der Andere" ist, desto positiver wird der interethnische Kontakt bewertet, auch wenn dies in starkem Kontrast zu negativen Einstellungen gegenüber migrationsbedingter Vielfalt steht. Dieser Mechanismus, den die BaM-Befragung aufzeigt, ist der Grund dafür, dass selbst in diesem eher negativen Kontext gegenüber migrationsbedingter Vielfalt das Ergebnis in der Praxis dennoch in Richtung einer erfolgreichen Praxis des Zusammenlebens kippt. Dies ist ein wichtiges und hoffnungsvolles Ergebnis.

Der Einfluss von Menschen in Machtpositionen auf die Praxis des Zusammenlebens

In diesem Kapitel fügen wir unserer Analyse ein zweites Element hinzu, das für die Praxis des Zusammenlebens von großer Bedeutung ist: Menschen in Machtpositionen. In der Integrationsforschung wird bemerkenswert wenig über die Macht von Menschen ohne Migrationshintergrund gesprochen (siehe Crul & Lelie 2024). Dabei stellen sie in allen europäischen Mehrheitsstädten die wirtschaftlich und soziokulturell einflussreichste Gruppe dar. Sie besetzen zum Beispiel überproportional häufig die höchsten politischen Ämter und Verwaltungspositionen, sie sind überproportional in Führungs- und Schlüsselpositionen in sozialen, kulturellen und Bildungseinrichtungen vertreten. Sie können das Klima der Vielfalt in der Stadt wie keine andere Gruppe beeinflussen. Sie können zum Beispiel Migrant:innen und deren Nachkommen am gesellschaftlichen Aufstieg hindern, sie können sie aber im Gegenteil auch in den Arbeitsmarkt aufnehmen und sind auch oft diejenigen, die aus ihrer Machtposition heraus über weitere Aufstiegschancen entscheiden. Es ist daher bemerkenswert, wie wenig Forschung es gibt zu den Einstellungen und Praktiken von Menschen ohne Migrationshintergrund in Führungspositionen in Bezug auf Diversität.

Wir halten es für wichtig, den fehlenden Aspekt der Macht ausdrücklich hinzuzufügen. Wir tun dies, indem wir den Einfluss der Machtausübung auf das Diversitätsklima empirisch untersuchen, so wie wir es zuvor mit den Auswirkungen von Einstellungen und Praktiken der Diversität getan haben. Wir können den möglichen Einfluss von Machtpositionen untersuchen, da wir in der BaM-Umfrage danach gefragt haben, ob

die Befragten Führungspositionen innehaben, und wenn ja, welche, und welcher Anteil des von ihnen geleiteten Teams aus Personen mit Migrationshintergrund besteht.

Dazu betrachten wir zunächst, wie Führungskräfte die migrationsbedingte Vielfalt auf dem Arbeitsmarkt und am Arbeitsplatz einschätzen. In der BaM-Umfrage haben wir die klassische Frage gestellt, ob durch Migration Arbeitsplätze weggenommen oder geschaffen werden. Die Ergebnisse zu dieser Frage zeigen einen klaren Trend bei den Führungskräften: Fast drei Viertel der Führungskräfte mit Hochschulabschluss stimmen der Aussage zu, dass die Migration Arbeitsplätze schafft, und nur 8 Prozent glauben, dass die Migration Arbeitsplätze wegnimmt (siehe Infografik 8a). Unter den Führungskräften ohne Hochschulabschluss sagt etwa ein Viertel, dass die Migration Arbeitsplätze wegnimmt, ein Drittel liegt dazwischen, und 43 Prozent geben an, dass die Migration Arbeitsplätze schafft. Die letztgenannte Gruppe der Befragten in einer Führungsposition gibt uns einen Einblick in den Teil des Arbeitsmarktes, in dem viele gering qualifizierte Personen mit Migrationshintergrund arbeiten. Die Führungskräfte ohne Hochschulabschluss leiten zum Beispiel als Vorarbeiterin oder Chef eine Abteilung im Handel, in einer Fabrik, im Transportwesen oder im Büro in der Verwaltung.

Infografik 8a

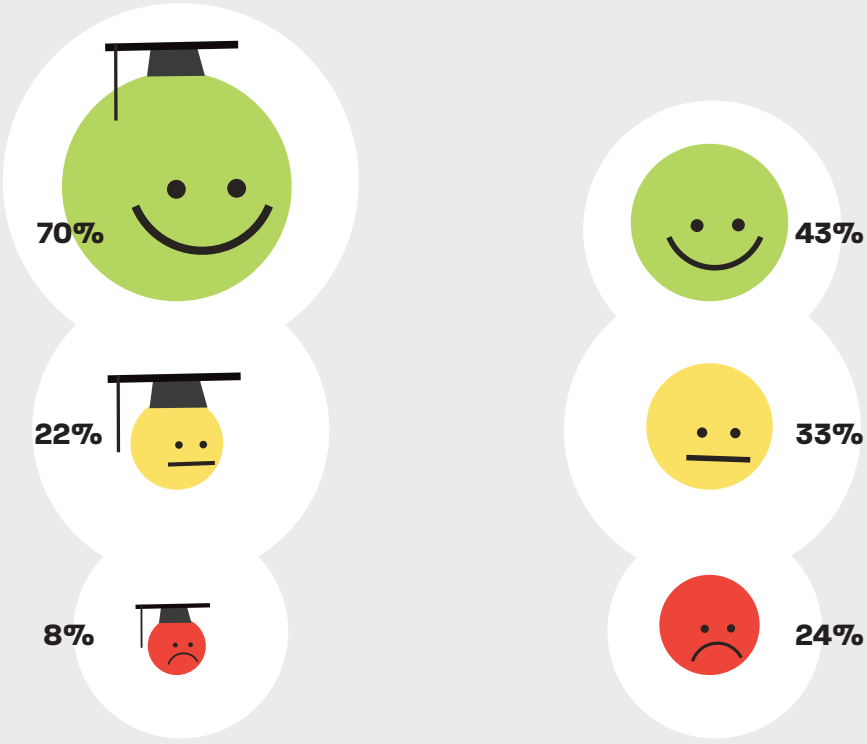
Befragte ohne Migrationshintergrund in Führungspositionen und ihre Einstellung zu Vielfalt

In den sechs BaM-Städten; BaM-Umfrage 2019

Migration schafft Arbeitsplätze

Unentschieden

Migration nimmt Arbeitsplätze weg



Führungskräfte mit Hochschulabschluss

Führungskräfte ohne Hochschulabschluss

In einem anderen Teil der Umfrage haben wir allen Befragten die klassische „Temperaturfrage“ gestellt. Dabei geben die Befragten ihre Gefühle gegenüber bestimmten Bevölkerungsgruppen auf einer Skala von 0 Grad (kalt) bis 100 Grad (heiß) an. Wir haben die Antworten auf die Temperaturfrage den Antworten auf die Frage nach dem Abbau oder der Schaffung von Arbeitsplätzen gegenübergestellt. Hier zeigt sich, dass zwei Drittel der Führungskräfte mit Hochschulabschluss sagen, sie hätten warme Gefühle gegenüber Menschen mit Migrationshintergrund, und ein Viertel der Führungskräfte ohne Hochschulabschluss sagt, sie hätten kalte Gefühle gegenüber dieser Gruppe (siehe Infografik 8b).

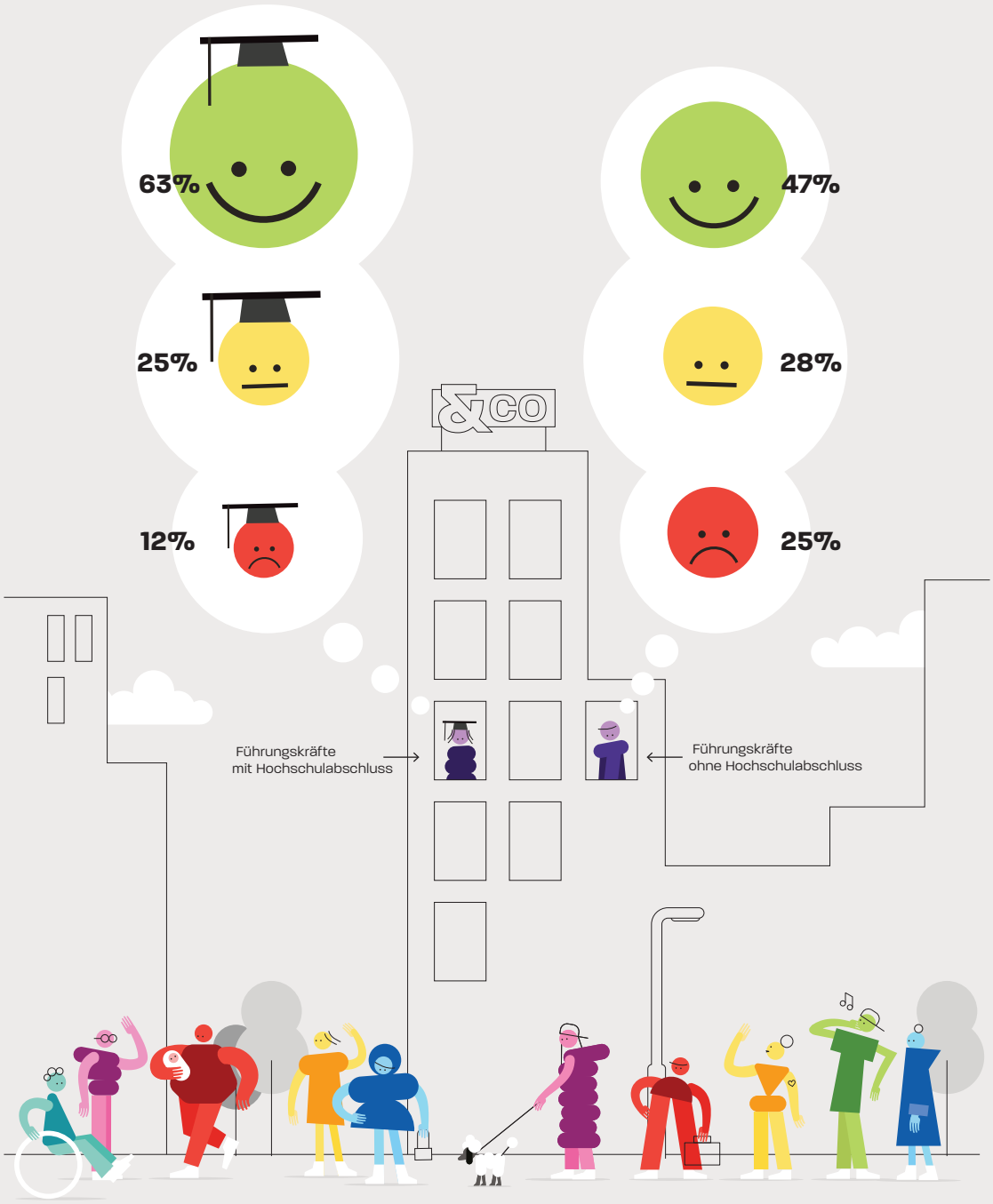
Von den Befragten ohne Hochschulabschluss in einer Führungsposition, die Menschen mit Migrationshintergrund ablehnend gegenüberstehen, leitet mehr als ein Drittel ein Team, das zu mehr als der Hälfte aus Menschen mit Migrationshintergrund besteht. Man kann sich vorstellen, dass dies erhebliche negative Auswirkungen auf das Klima an diesem Arbeitsplatz haben kann. Unsere Ergebnisse deuten also für eine bedeutende Gruppe von Menschen mit Migrationshintergrund auf eine eher negative Situation am Arbeitsplatz hin. Die überwiegende Mehrheit der Führungskräfte scheint jedoch Migration als Beitrag zur Wirtschaft zu sehen und hegt überwiegend positive Gefühle gegenüber Menschen mit Migrationshintergrund. Menschen in Machtpositionen auf dem Arbeitsmarkt tendieren also überwiegend zu einer positiven Praxis des Zusammenlebens.

Führungskräfte mit Hochschulabschluss haben oft selbst Einfluss darauf, wer in ihren Teams eingestellt wird. Daher ist es interessant zu untersuchen, ob ihre Haltung zur migrationsbedingten Vielfalt die ethnische Zusammensetzung ihrer Teams beeinflusst. Wie in Kapitel 3 vergleichen wir hier die Befragten, die migrationsbedingte Vielfalt als Bereicherung sehen, mit denen, die sie als Bedrohung betrachten. Der Unterschied in ihrer Einstellung zeigt keinen signifikanten Unterschied in der ethnischen Zusammensetzung des Teams, für das sie verantwortlich sind. Gibt es dann vielleicht etwas in ihrer sozialen Praxis, das ihre Einstellungspolitik beeinflusst? Um dies zu untersuchen, betrachten wir den möglichen Einfluss eines gemischten Freundes- und Bekanntenkreises (siehe Infografik 9). Und tatsächlich: bei Führungskräften mit einem gemischten Freundes- und Bekanntenkreis ist die Wahrscheinlichkeit, dass sie ein gemischtes Team haben, dreimal so hoch. Dies zeigt erneut den großen Einfluss eines gemischten Freundeskreises, die Diversitätspraktiken der Menschen scheinen wichtiger zu sein als ihre Einstellungen. Die Menschen scheinen der Haltung, die sie in Bezug auf migrationsbezogene Vielfalt in ihrem persönlichen Leben einnehmen, mehr Gewicht zu geben durch die Machtposition, die sie am Arbeitsplatz innehaben.

Infografik 8b

Befragte ohne Migrationshintergrund in Führungspositionen und ihre Einstellung zu Menschen mit Migrationshintergrund

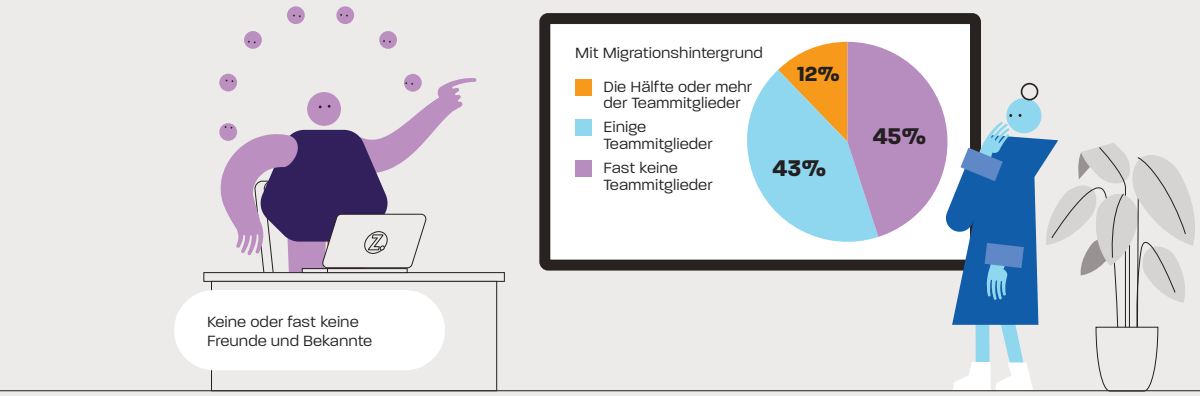
In den sechs BaM-Städten; BaM-Umfrage 2019

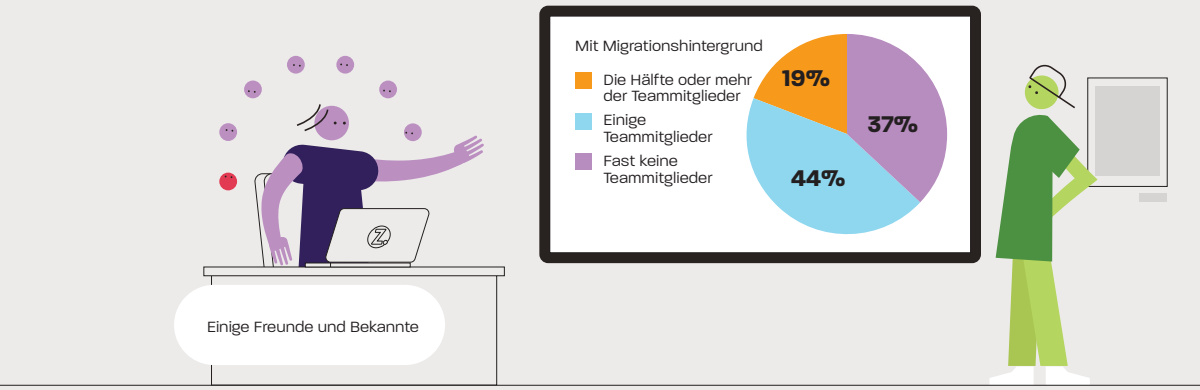


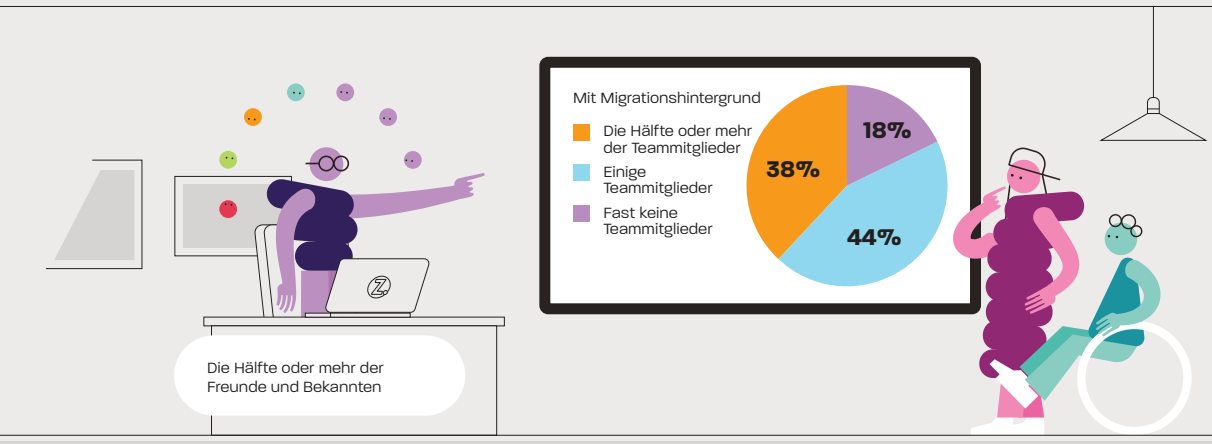
Infografik 9

Befragte ohne Migrationshintergrund in einer Führungsposition, ihr Freundes- und Bekanntenkreis und die Zusammensetzung ihres Teams

In den sechs BaM-Städten; BaM-Umfrage 2019







Abgesehen von Managern kann eine Machtposition auch darin liegen, das kulturelle und soziale Klima in der Stadt mehr als andere aus einer spezifischen Funktion heraus beeinflussen zu können. Ein Kurator kann dies zum Beispiel in einem Museum tun, eine Schuldirektorin in ihrer Schule und ein Arzt in seiner Praxis. In einem früheren Artikel haben wir in einer detaillierten Analyse der Arbeitsplatzbeschreibungen von Befragten in der Stadt Rotterdam untersucht, wie diejenigen, die Machtpositionen im Bildungs-, Sozial- oder Kultursektor innehaben, migrationsbedingte Vielfalt bewerten (Crul & Lelie 2021). Vor allem unter den Kulturschaffenden scheint es fast einen Konsens zu geben, dass migrationsbedingte Vielfalt eine Bereicherung ist.

In der Schlussfolgerung des Artikels über Rotterdam haben wir festgestellt, dass selbst in einer Stadt, in der eine einwanderungsfeindliche Partei seit Jahren die größte Partei im Stadtrat ist und auch an der Regierungskoalition beteiligt ist, der Trend in den meisten zivilgesellschaftlichen Organisationen und Einrichtungen in Richtung kulturelle Vielfalt zu gehen scheint. Dies erklärt zum Teil auch die Polarisierung in der Stadt. Ein erheblicher Teil der Einwohner:innen ohne Migrationshintergrund wählt einwanderungsfeindliche Parteien, während die große Mehrheit derjenigen, die in Kultur-, Sozial- und Bildungseinrichtungen arbeiten, sowie die Verantwortlichen in Unternehmen und Organisationen Vielfalt als etwas Positives ansehen und auch aktiv fördern.

Kapitel 7

Was fördert die Kunst des Zusammenlebens?

Eine Schlüsselfrage für unser Buch ist, durch welche Maßnahmen das Zusammenleben in einer superdiversen Nachbarschaft gefördert werden kann. Wie in allen unseren Studien suchen wir nach dem, was in der Praxis offensichtlich funktioniert und was wir daraus lernen können. In diesem Kapitel konzentrieren wir uns hauptsächlich auf organisatorische Fragen und architektonische Aspekte, die eine erfolgreiche Praxis des Zusammenlebens in einer superdiversen Nachbarschaft fördern. Wie wir gesehen haben, zeichnet sich eine erfolgreiche Praxis des Zusammenlebens durch viele angenehme und wenige unangenehme interethnische Interaktionen im öffentlichen Raum aus, etwa auf der Straße, in Geschäften und Parks. Welche Faktoren beeinflussen dies? Eine Frage, die viele Entscheidungsträger:innen und Politiker:innen beschäftigt. Dazu betrachten wir die Aktivitäten vor Ort und bestimmte Merkmale der Architektur eines Viertels. Die Art und Weise, wie ein Viertel oder ein Wohnblock angelegt ist, kann dazu führen, dass die Interaktionen zwischen den Bewohner:innen persönlicher und weniger anonym sind, während sie sich gleichzeitig weniger gegenseitig stören, wenn sie halböffentliche Räume wie gemeinsame Eingangsbereiche, Galerien und Gärten nutzen.

Welche Bedingungen und Aktivitäten fördern die Praxis des Zusammenlebens?

Um herauszufinden, was eine erfolgreiche Praxis des Zusammenlebens in einem superdiversen Viertel fördert, haben wir uns die Merkmale der Nachbarschaft und die Aktivitäten der Bewohner:innen angesehen, die wir im Rahmen der BaM-Umfrage befragt haben. Wir kamen auf drei Faktoren, die besonders wichtig zu sein scheinen: 1. die Qualität des Kontakts mit Nachbar:innen mit Migrationshintergrund, 2. das

Ausmaß, in dem es in der Nachbarschaft Aktivitäten gibt, bei denen Menschen unterschiedlicher ethnischer Zugehörigkeit einander begegnen können, und 3. das Ausmaß, in dem die Kinder Grundschulen mit gemischter Schülerschaft besuchen.

Die Qualität der Kontakte zu Nachbar:innen mit Migrationshintergrund scheint ein wichtiger Faktor für ein positives Diversitätsklima im Quartier zu sein. Je mehr die Menschen in unserer Zielgruppe die Beziehungen zu ihren Nachbar:innen mit Migrationshintergrund als positiv einstufen, umso mehr sehen wir auch positive interethnische Interaktionen auf der Straße und in Geschäften. Von den Befragten, die diesen Kontakt als positiv bezeichnen, berichten 77 Prozent von überwiegend angenehmen Interaktionen auf der Straße, verglichen mit 53 Prozent, die den Kontakt mit Nachbarn mit Migrationshintergrund als neutral, und 13 Prozent, die ihn als negativ bezeichnen. Der gleiche starke Trend zeigt sich auch bei den Kontakten in Geschäften. Es besteht also ein starker Zusammenhang zwischen der Qualität der Interaktionen zwischen Nachbar:innen und den Interaktionen im halböffentlichen Raum. Hier geht es nicht um Freundschaft mit den Nachbar:innen mit Migrationshintergrund, es geht einfach um freundliche Interaktionen. Viele der von uns befragten Personen beschreiben die positiven Interaktionen mit ihren Nachbar:innen als weitgehend oberflächlich, geben aber gleichzeitig an, dass diese für ihr Wohlbefinden und Sich-Zuhausefühlen in der Nachbarschaft wichtig sind.

> *Interviewer: Was erwarten Sie von nachbarschaftlichen Kontakten?*
> Befragter: Nun, ich erwarte nicht viel davon. Dass man sich grüßt und ein bisschen plaudert, das ist schon in Ordnung. Dass man weiß, dass die Leute in den Urlaub fahren, und einer dieser fröhlichen Nachbarn unten, der einem zuwinkt, wenn man nach Hause kommt. Das finde ich schon ganz gemütlich, da fühle ich mich schon zu Hause. Dass man die Leute kennt und weiß, dass sie auch dort wohnen, und dass man, wenn es etwas gibt, dorthin gehen kann. Wir wohnen wirklich schon seit Jahren hier. Nebenan wohnt eine marokkanische Familie, mit der unser Vermieter viel Kontakt hat und viel unternimmt. Sie haben uns auch willkommen geheißen, als wir hier angekommen sind. Das war sehr nett. Ja, der Mann hilft oft bei kleinen Arbeiten und Renovierungen und so weiter und die Frau hatte marokkanischen Tee gekocht. Also haben wir ein bisschen mit ihnen gebastelt und Tee getrunken, das war schön. Wir sehen sie also regelmäßig vor der Tür und manchmal unterhalten wir uns mit ihnen.

Es ist daher sehr wichtig, über Möglichkeiten zur Förderung positiver Beziehungen zwischen Nachbar:innen nachzudenken. Wir haben in Kapitel 6 gesehen, dass ein signifikanter Anteil der Befragten zwar negativ über migrationsbedingte Vielfalt urteilten, aber gleichzeitig die Beziehungen zu ihren Nachbar:innen mit Migrationshintergrund als positiv empfanden. Welche Situationen und Aktivitäten fördern solche positiven nachbarschaftlichen Beziehungen? Bei Menschen, die migrationsbedingte Vielfalt als Bedrohung empfinden, sollte das Ziel wahrscheinlich nicht das Feiern von Vielfalt sein. Auch „gemeinsam eine Tasse Tee trinken" mit den Nachbarn, wie es der

Amsterdamer Bürgermeister Cohen propagierte, um Menschen unterschiedlicher Herkunft zusammenzubringen (siehe https://www.nhnieuws.nl/nieuws/227347/je-kan-beter-theedrinken-dan-azijnpissen), scheint hier nicht der geeignete Weg zu sein. Im Sinne der Kontakthypothese sollte es darum gehen, Situationen zu schaffen, in der es ein gemeinsames Interesse oder Ziel gibt. Beispiele hierfür sind eine gemeinsame Straßenreinigungsaktion, ein gemeinsam gepflegter Gemüsegarten im Hof oder die gemeinsame Umgestaltung des Kinderspielplatzes. Eine erfolgreiche Praxis des Zusammenlebens entsteht, wenn die Bewohner:innen des Viertels gemeinsam etwas unternehmen. Der erste Schritt dazu ist, sich Gedanken darüber zu machen, was für alle wichtig sein könnte. Eine Frau aus Malmö erzählt, wie der Gemeinschaftsgarten, den sie mit Nachbar:innen angelegt hat, zu einem Ort der Begegnung geworden ist:

> Er ist sehr vielfältig, selbst die Aktivitäten, die wir im Garten organisieren, ziehen eine sehr gemischte Gruppe von Menschen an. Jeder kann sein eigenes Stück Land bearbeiten, wenn er das möchte. Und da wir diesen Gemeinschaftsgarten haben und dort arbeiten, kommen auch andere Nachbarn und fragen: „Kann ich auch ein Stück Land bearbeiten?" Und so kommen immer mehr Leute dazu.

Neben einer positiven Beziehung zu Nachbar:innen mit Migrationshintergrund ist ein wichtiger Faktor, ob es im Viertel Freizeitaktivitäten gibt, an denen Menschen mit unterschiedlichem ethnischem Hintergrund gemeinsam teilnehmen. Wir haben unseren Befragten eine breite Palette möglicher Aktivitäten vorgestellt und sie gefragt, ob sie daran teilnehmen: z. B. Sport, religiöse oder kulturelle Aktivitäten, die Teilnahme an einem Elternausschuss in der Schule, in einer politischen Partei oder in einer Eigentümervereinigung. Wir haben dann gefragt, ob an einer oder mehreren dieser Aktivitäten auch Personen mit Migrationshintergrund teilnehmen. Der statistische Zusammenhang zwischen der Teilnahme an einer solchen Aktivität mit Menschen mit Migrationshintergrund und dem häufigeren Erleben von angenehmen interethnischen Interaktionen auf der Straße und in Geschäften ist wiederum stark. Unter den Befragten, die an Aktivitäten teilnehmen, bei denen sie gemeinsam mit Menschen anderer ethnischer Gruppen etwas unternehmen, wie z. B. Fußball spielen, in einem Chor singen oder sich in einer Eigentümergemeinschaft treffen, liegt der angegebene Anteil angenehmer interethnischer Interaktionen auf der Straße 10% höher als bei den anderen. Es ist zudem ein klarer Zusammenhang zwischen der Teilnahme an einer solchen gemischten Aktivität und einem gemischteren Freundes- und Bekanntenkreis festzustellen. Im Gegensatz zu den eher oberflächlichen Kontakten mit Nachbar:innen scheint diese Art von Aktivität also tatsächlich mit dem Aufbau von Freundschaften verbunden zu sein. Einer der Befragten aus Hamburg kommentierte den Unterschied zwischen einer gemeinsamen Aktivität und dem Zusammentreffen mit Leuten auf der Straße wie folgt:

Ja, eine gute Möglichkeit Kontakte zu knüpfen, ist eine Aktivität, die man mit einer bestimmten Gruppe von Menschen ausübt. Zum Beispiel beim Sport oder bei etwas ganz anderem. Das sind Orte, an denen man Kontakte knüpfen kann, aber auf der Straße passiert das nicht so wirklich. Es ist eigentlich mit niemandem. Ich kann mich nicht daran erinnern, dass ich jemanden auf der Straße getroffen habe und wir dann Freunde wurden.

In den Interviews nennen viele Personen die Teilnahme an einer Teamsportart als eine der Gelegenheiten, bei denen sie persönlichere Kontakte zu Menschen mit Migrationshintergrund geknüpft haben. Anders als in den Cafés im Viertel scheint das gemeinsame Spielen einer bestimmten Sportart nicht an den ethnischen Hintergrund gebunden zu sein. Auch hier führt die Teilnahme nicht automatisch zu engen Freundschaften über ethnische Unterschiede hinweg, aber die Menschen lernen in einer solchen Situation Menschen kennen, mit denen sie sonst wenig oder keinen persönlichen Kontakt hätten. Menschen mit dieser Erfahrung scheinen deutlich häufiger auch über angenehme interethnische Interaktionen auf der Straße und in Geschäften zu berichten. Im folgenden Zitat erzählt ein Befragter aus Amsterdam von seiner Fußballmannschaft, in der er einer der wenigen war, die keinen Migrationshintergrund hatten:

Ja, ich habe Fußball gespielt, und das ist ein vielfältigeres Umfeld. Dort war ich in einer Mannschaft, in der ich gerade als Person eine Minderheit war.
Interviewer: Hast du das auch so wahrgenommen?
Befragter: Ja, gelegentlich schon. Diese Jungen hatten ein ganz anderes Leben. Viel weniger geschützt, in dieser Hinsicht. Fußball ist auch in dieser Hinsicht ziemlich einfach … Es ist auf jeden Fall leicht, ein Gruppengefühl zu bekommen. Ich hatte nie das Gefühl, dass man ausgeschlossen wurde oder so, überhaupt nicht. Aber ein interessantes Gefühl. Normalerweise ist man so daran gewöhnt, die Mehrheit zu sein.

Auf die Frage, ob er manchmal mit Nachbar:innen mit Migrationshintergrund zu tun habe, erklärte der folgende Befragte aus Malmö, dass für ihn als Fußballfan die gemeinsame Identität wichtiger sei als die Herkunft:

Befragter: Ja, ja, auf jeden Fall. Besonders bei den Ligaspielen.
Interviewer: Okay, bei den Spielen ist es also ganz anders?
Befragter: Ja, sehr sogar. Also in unserer Loge, wenn ich Fußball schaue, sitze ich auf der Tribüne und singe, und dann redet man immer mit seinem Nachbarn. Das ist auch interessant, weil alle mitsingen. Und in der Halbzeit, wenn es Halbzeit ist, fängt man an zu reden. Und ich habe schon Leute aus allen möglichen Ländern und auch Schweden umarmt, und das ist eigentlich egal, denn man ist mit dem gleichen Ziel da. Man will sehen, wie die eigene Mannschaft das Spiel gewinnt, und man will ihr helfen, also ja.

Wenn man in dem Verein des Viertels Fußball spielt und es sich um ein MM-Viertel handelt, ist die Wahrscheinlichkeit groß, dass man in einer gemischten Mannschaft

landet. Das ist oft gar keine bewusste Entscheidung, sondern einfach die Realität. Auch im Fußballverein unserer Tochter war dies der Fall. Das Verhältnis von Kindern mit und ohne Migrationshintergrund war in etwa 50-50. Für manche Eltern ohne Migrationshintergrund war es vielleicht einer der wenigen Orte, an denen sie Eltern mit Migrationshintergrund trafen. Am Anfang war das etwas ungewohnt, aber im Laufe der Saison änderte sich das langsam, denn immer öfter fuhren Eltern mit einem Auto voller Kinder zu Auswärtsspielen und standen eineinhalb Stunden lang gemeinsam an der Linie, um die Kinder anzufeuern. Ein persönliches Gespräch über die Kinder und das, was der andere im Alltag macht, kommt dann doch leichter zustande.

Das gemeinsame Betreiben einer Teamsportart mit Menschen unterschiedlicher Herkunft erfüllt die wichtigste Bedingung der Kontakthypothese, nämlich dass es ein klares gemeinsames Ziel gibt. Außerdem ist die Wahrscheinlichkeit der Verunsicherung relativ gering, da klar ist, warum man dabei ist und welche Rolle man im Team hat.

Leider haben wir in der BaM-Umfrage nicht danach gefragt, aber aus den Interviews ging hervor, dass auch Orte, an denen bestimmte Musik gespielt wird oder Konzerte von verschiedenen musikalischen Subkulturen stattfinden, wichtige Treffpunkte für Menschen unterschiedlicher Hintergründe sein können. Eine Frau aus Rotterdam äußert sich dazu im folgenden Zitat:

> Befragte: Ja, ich habe eine sehr gemischte Gruppe von Freunden.
> *Interviewer: Was denkst du, woher das kommt?*
> Befragte: Vielleicht weil es viele DJs mit Migrationshintergrund gibt. Was mein Kollege sehr viel macht, er stellt DJs ein, und dann kamen Leute in den Biergarten, eher so Rabauken, und die brachte er als DJs rein. Daraus hat sich eine richtige Community entwickelt. Das waren junge Leute, die keine Ausbildung oder irgendwas hatten. Das finde ich toll. Wir sind auch Teil der Hip-Hop- und House-Szene, und das zieht eine sehr gemischte Gruppe an. Mehr als andere Musikrichtungen, denke ich.

Ein Befragter aus Amsterdam nannte die Hip-Hop-, R&B- und Soul-Szene als Milieus, in denen er früher viel mit Menschen mit Migrationshintergrund zusammengetroffen ist, als Erklärung für seinen derzeitigen gemischten Freundeskreis:

> Ich habe eine große Vorliebe für Soul, R&B und Hip-Hop. Ich mag einfach die Atmosphäre, die damit verbunden ist. Wenn ich früher ausgegangen bin, habe ich mich auch dort aufgehalten. Es war für mich völlig in Ordnung, wenn ich einer der wenigen mit einer weißen Hautfarbe war. Also ist es eigentlich die Musik, die mich mit Menschen mit Migrationshintergrund verbindet. Ich bin also definitiv die Minderheit, aber ich habe kein Problem damit.

Der dritte auffällige Faktor, der ein angenehmes Zusammenleben in der Nachbarschaft fördert, scheint der Besuch einer gemischten Grundschule zu sein. Auch hier zeigt sich eine sehr starke Korrelation mit angenehmeren interethnischen Interaktionen auf der Straße und in Geschäften. Von den Befragten, deren Kinder keine

gemischte Grundschule besuchen, gaben nur 44 Prozent an, besonders angenehme interethnische Interaktionen auf der Straße zu haben. Bei den Befragten, deren Kind eine Grundschule besucht, in der mindestens die Hälfte der Schüler:innen einen Migrationshintergrund hat, waren es dagegen 71 Prozent. Auch bei den angenehmen Begegnungen in den Geschäften im Viertel lagen die beiden Elterngruppen bis zu 27 Prozent auseinander. Fast alle von uns befragten Eltern mit einem oder mehreren Kindern in einer gemischten Schule erwähnten Kontakte zu Eltern mit Migrationshintergrund. So auch die Frau aus Malmö mit einem Kind in einer gemischten Vorschule, von der das folgende Zitat stammt:

> Ja, ich wohne hier, hier habe ich den Kontakt zu den Menschen im Innenhof. Wenn ich jemanden treffe, sage ich immer „Hallo". Und, ähm, im Park, wenn meine Tochter [zwei Jahre alt] mit einem anderen Kind spielt, passiert es oft, dass ich und die anderen Eltern ein Gespräch anfangen. Ich unterhalte mich dann immer ein bisschen mit denen.

Wie bei den gemischten Aktivitäten zeigt sich auch hier ein deutlicher Zusammenhang mit einem eher gemischten Freundes- und Bekanntenkreis. Oft hörten wir die Bemerkung, dass dies eigentlich die einzige Gelegenheit sei, bei der die Befragten mehr persönlichen Kontakt zu Menschen mit Migrationshintergrund haben. Eine Frau aus Antwerpen mit zwei kleinen Kindern reflektiert dies auch in ihrer Antwort auf die Frage, ob sie viel Kontakt zu Menschen mit Migrationshintergrund habe:

> Befragte: Ähm … eigentlich nicht so sehr. Meine Freunde sind schon sehr lange da. Echte Freunde allerdings, eher die Leute von früher. Ein paar neue Leute auch, durch die Schule der Kinder. Denn sie gehen in Borgerhout zur Schule. Und so kenne ich natürlich auch Leute, auch Leute mit Migrationshintergrund".
> *Interview: Okay. Und wie genau sieht diese Interaktion aus?*
> Befragte: Eigentlich genauso wie bei anderen Eltern auch. Ja, ähm … also in bestimmten Bereichen achtet man vielleicht auf andere Dinge [als den ethnischen Hintergrund].

Der große gemeinsame Nenner der drei diskutierten Faktoren ist, dass dadurch ein bedeutungsvoller interethnischer Kontakt entsteht. Ob dies durch den Kontakt mit den Nachbar:innen, durch eine Nachbarschaftsaktivität oder durch die Schule der Kinder geschieht, spielt dabei keine große Rolle, solange der Kontakt einen Sinn oder eine Bedeutung hat. Oft ist das ganz einfach: Wenn das Kind auf eine gemischte Schule geht, trifft man auf dem Schulhof Eltern mit Migrationshintergrund. Da man sich in einer ähnlichen Lebensphase befinden, werden diese Eltern leichter Teil des Bekanntenkreises und daraus können sich Freundschaften entwickeln. Wenn man nicht die gemischte Grundschule in der Nachbarschaft wählt, kann man diese Eltern auch nicht auf diese Weise kennenlernen.

Josje Schut, eine unserer Doktorandinnen im BaM-Projekt, zeigt in einem Artikel zusammen mit der BaM-Postdoktorandin Ismintha Waldring, dass die „Durchmischung"

in einer Nachbarschaft eine aktive Form der Arbeit ist (Schut & Waldring 2023). Sie beschreiben die Aktivitäten derjenigen, die interethnische Kontakte pflegen, mit dem Begriff *Diversitätsarbeit*. Interkultureller Kontakt geschieht, wie wir bereits angedeutet haben, oft nicht automatisch; man muss etwas dafür tun. Am Anfang kann es sich unangenehm anfühlen, und es kann zu Missverständnissen und Fehlern kommen. Aber am Ende zahlt es sich aus.

In Kapitel 3 haben wir das Konzept der Zugehörigkeitsunsicherheit eingeführt. Den drei oben genannten Faktoren Kontakt zu Nachbar:innen mit Migrationshintergrund, gemischte Freizeitaktivitäten im Viertel und die gemischte Schule ist gemeinsam, dass Zugehörigkeitsunsicherheit hier weniger zum Tragen kommt: Begegnungen in der Schule und bei Aktivitäten zeichnen sich dadurch aus, dass sie organisiert sind und auch einen teilweise formalen Charakter haben. Da klar ist, was von den Teilnehmer:innen erwartet wird, müssen sie sich nicht unsicher fühlen, welche Rolle sie spielen oder ob sie dort willkommen sind. Die Interaktionen haben auch einen klaren Ablauf mit einem eindeutigen gemeinsamen Ziel. All dies verringert Unsicherheiten über die Zugehörigkeit. Ähnlich verhält es sich mit der Rolle als Elternteil oder Erziehungsberechtigte: Es ist klar, warum man auf dem Schulhof ist und warum man mit den Eltern der anderen Kinder interagiert, und anfangs wird sich das Gespräch wahrscheinlich hauptsächlich um die Kinder drehen. Auch hier gibt es keine Unsicherheiten darüber, warum der Kontakt besteht und worum es dabei geht.

Unsicherheit ist etwas, das Menschen regelmäßig nennen, wenn sie beschreiben, wie sie sich in einer Situation fühlen, in der sie nicht in der Mehrheit sind und ihre kulturellen Normen und Werte nicht zweifelsfrei die Norm sind. Da die oben beschriebenen Begegnungen ihre Anwesenheit an einem kulturell vielfältigen Ort rechtfertigen und ihnen Gewissheit über ihre Rolle geben, ist die Unsicherheit der Zugehörigkeit weniger ausgeprägt. Diese Begegnungen gehen über das berühmte – oder berüchtigte? – Tasse Tee trinken des Amsterdamer Bürgermeisters Cohen hinaus: Es geht in den oben beschriebenen Situationen nicht darum, die kulturelle Vielfalt zu fördern oder zu feiern. Der interethnische Kontakt ist ein Nebeneffekt des Nebeneinanderwohnens, des Sporttreibens, des Singens oder des Schulalltags des Kindes. Das nimmt den Druck weg, der oft mit einer „Tasse Tee" einhergeht, die schließlich organisiert wird, um eine gute Zeit miteinander zu verbringen. Wir stimmen mit dem überein, was der berühmte amerikanische Soziologe Richard Alba in seinen Arbeiten über Migrant:innen oft gesagt hat: *Assimilation geschieht, während man andere Dinge tut*. Das gilt also auch umgekehrt. Eine erfolgreiche Praxis des Zusammenlebens entsteht, während man gemeinsam andere Dinge tut.

Eine erfolgreiche Praxis des Zusammenlebens hat auch deshalb Aussicht auf Erfolg, weil sie einen wichtigen Aspekt des Konzepts der Superdiversität aufruft. Superdiversität unterstreicht die Bedeutung der vielen verschiedenen Identitäten, die zu je-

dem Menschen gehören. Außer der ethnischen Identität sind je nach Kontext andere Identitäten ebenso wichtig oder sogar noch wichtiger. Bei den drei oben genannten Faktoren wird jeweils ein anderer Teil der Identität einer Person angesprochen als die ethnische Identität: zum Beispiel die Identität als Eltern, Nachbar:in, Sportler:in oder Mitglied einer politischen Partei. Aus dieser jeweils ethnisch nicht festgelegten Identität entsteht ein gemeinsames Ziel und die Menschen können beginnen, etwas gemeinsam zu tun, das zumindest vorübergehend über bestimmte Unterschiede hinweggeht. Auf der Grundlage dieser anderen Identitäten als Eltern, Mitglieder einer Religionsgemeinschaft oder Sportler:innen fühlen sich die Menschen oft auch wohler, wenn sie dabei mit Angehörigen anderer ethnischer Gruppen in Kontakt treten. Es sind Identitäten, die viele Erfahrungen mit sich bringen und verschiedene Gefühlsebenen berühren, die einen bedeutungsvollen Kontakt möglich machen.

Umgekehrt scheint es, dass Menschen, die sich in erster Linie als Menschen ohne Migrationshintergrund definieren, einige ihrer anderen Identitäten nicht aktivieren wollen. Damit beschränken sie selbst die möglichen interethnischen Verbindungen, die sie auf der Grundlage dieser Identitäten knüpfen könnten. Dies führt dazu, dass ihre soziale Welt unnötig klein wird. Die aktive Vermeidung von Kontakten zu Nachbar:innen ist nicht angenehm und emotional wie sozial belastend. Das Gefühl des Verlustes, das viele Menschen benennen, die Vielfalt als Bedrohung empfinden, kann daher rühren.

Kann Architektur die Praxis des Zusammenlebens positiv beeinflussen?

Im obigen Abschnitt haben wir die Bedeutung von Begegnungen deutlich gemacht. Wie kann die Gestaltung des Viertels, z. B. die Architektur von Wohnblocks und öffentlichen Räumen, zu angenehmen Begegnungen beitragen? Um diese Frage zu beantworten, schauen wir zunächst auf Stadtteile, aus denen besonders viele unangenehme interethnische Begegnungen berichtet werden. Wir haben bereits in Kapitel 6 über die Bewohner:innen von Sozialwohnungen in Wien geschrieben. Von diesen Bewohner:innen ohne Migrationshintergrund und ohne Hochschulabschluss berichten 53 Prozent von unangenehmen interethnischen Interaktionen und nur 26 Prozent von angenehmen interethnischen Begegnungen auf der Straße. Interessanterweise berichten von den Befragten ohne Hochschulabschluss, die in *privaten* Mietwohnungen in Wien leben, deutlich weniger von unangenehmen (42 Prozent) und fast doppelt so viele von angenehmen Interaktionen (48 Prozent) auf der Straße. Woher kommen diese Unterschiede? Betrachtet man die Unterschiede in der Art der Wohnung, in der die befragten Wiener:innen leben, so ist eine mögliche Erklärung, dass Sozialwohnungen eher in anonymen Wohnblöcken und Hochhäusern zu finden sind, während die

privaten Mietwohnungen eher in kleineren Häusern liegen, mit weniger Wohnungen und damit weniger anonymen Treppenhäusern. Dies sind architektonische Merkmale, die persönliche Begegnungen zwischen Nachbarn und Gemeinschaftsmitgliedern beeinflussen.

In Amsterdam, wie auch in Kapitel 5 angedeutet, finden wir eine erfolgreichere Praxis des Zusammenlebens: Es wird von viel weniger unangenehmen und viel mehr angenehmen interethnischen Interaktionen berichtet als in Wien. Aber auch innerhalb von Amsterdam gibt es Unterschiede. Die Amsterdamer MM-Viertel lassen sich grob unterteilen in die, die außerhalb des Autobahnrings liegen – Amsterdam Neu-West, Süd-Ost und Nord – und viele Hochhäuser aus der Nachkriegszeit haben, und die älteren Viertel innerhalb des Rings, die in der Regel vor allem kleinere Häuser mit nur drei oder vier Stockwerken haben. Von dieser groben Einteilung ausgehend stellen wir bei der Betrachtung der Praxis des Zusammenlebens in den BaM-Daten fest, dass die gemeldeten unangenehmen Interaktionen auf der Straße in den Hochhaus-Vierteln außerhalb des Rings mit 28 Prozent viel höher sind als innerhalb des Rings (16 Prozent) – in beiden Fällen bezogen auf Viertel, die mehrheitlich von Minderheiten bewohnt werden. Die Befragten, die innerhalb des Rings wohnen, berichten zugleich deutlich häufiger von einer positiven Beziehung zu ihren Nachbar:innen mit Migrationshintergrund als diejenigen, die außerhalb des Rings wohnen. Betrachtet man nur diejenigen, die migrationsbedingte Vielfalt als Bedrohung wahrnehmen, so zeigt sich, dass der Prozentsatz derer, die dennoch ein positives Verhältnis zu Nachbar:innen mit Migrationshintergrund haben, innerhalb der Ringstraße um 17 Prozent höher ist als jenseits des Rings. In Quartieren, in denen unpersönliche Hochhäuser vorherrschen, ist es also offenbar schwieriger, ein gelingendes Zusammenleben zu gestalten.

Auf die Frage, ob er Kontakt zu seinen Nachbar:innen mit Migrationshintergrund hat, antwortete dieser Mann aus Malmö:

> Ja. Und die Kleinteiligkeit (des Viertels) hilft dabei. Mein Nachbar auf der anderen Straßenseite ist nur zehn Meter von mir entfernt. Wenn ich in einem Hochhaus wohnen würde, wäre der Nachbar hundert Meter von mir entfernt. Aber dann gäbe es dreihundert solcher Nachbarn. Jetzt habe ich einen zu meiner Linken und einen zu meiner Rechten. Ich lerne sie kennen. Wir sehen uns nicht unbedingt jeden Tag. Aber wenn wir uns sehen, bleiben wir stehen und unterhalten uns. So wie man es in einem kleinteiligen Gebiet macht. Was man in einem großräumigen Gebiet wahrscheinlich nicht tut. Es ist also die Art und Weise, wie es aufgebaut ist. Die Anordnung ist sehr wichtig für die Atmosphäre.

Natürlich ist die Unterteilung in Viertel innerhalb und außerhalb des Rings in Amsterdam nur ein grober Indikator für das Wohnen in Mietshäusern oder Wohnblöcken, denn es gibt Befragte, die innerhalb des Rings in Wohnblöcken leben, und Befragte, die außerhalb des Rings in kleineren Häusern mit nur einem Treppenhaus wohnen. Am besten wäre ein Vergleich zwischen einem Viertel mit normalen Mietshäusern und einem Viertel mit nur Hochhäusern. Zu Beginn der BaM-Studie haben wir uns die

vorhandenen Daten zu diesem Thema angesehen und sind dann auf eine Reihe von Berichten der Abteilung für Forschung, Information und Statistik der Stadt Amsterdam (OIS) über den sozialen Zusammenhalt in verschiedenen Stadtteilen und Nachbarschaften in Amsterdam gestoßen (Broekhuizen et al. 2012; Wonderen & Broekhuizen 2012). Auf der Grundlage dieser Berichte entschieden wir uns für einen Vergleich der Viertel Haveneiland-West und Van Lennepbuurt (Crul, Steinmetz & Lelie 2020). Diese beiden Stadtteile erwiesen sich in Bezug auf Nachbarschaftskonflikte als die am weitesten auseinanderliegenden Stadtteile in Amsterdam, während die ethnische und sozioökonomische Zusammensetzung der beiden Stadtteile nahezu identisch ist. Die OIS-Daten vermitteln ein gutes Bild davon, was genau in diesen beiden Vierteln anders ist, und sie ergänzen sehr gut, was wir oben bereits über die Unterschiede zwischen den Bewohner:innen verschiedener Gebäudetypen herausgefunden haben. In dem ganz neuen Hochhausviertel Haveneiland-West kommt es laut der OIS-Umfrage zu den meisten Konflikten. Hier befragte OIS 263 Bewohner ab 16 Jahren, von denen 155 keinen Migrationshintergrund hatten. Im Altbauviertel Van Lennepbuurt westlich der Amsterdamer Altstadt gab es der Umfrage zufolge die wenigsten Konflikte. Hier wurden 200 Bewohner:innen befragt, von denen 120 niederländischer Herkunft waren. In Haveneiland-West hat etwas weniger als die Hälfte der Bevölkerung keinen Migrationshintergrund (47 Prozent). Unter den eingewanderten Gruppen bilden Menschen surinamischer Herkunft die größte Gruppe, gefolgt von Menschen marokkanischer Herkunft (Broekhuizen et al. 2012). Die ethnische Zusammensetzung der Bevölkerung des Van-Lennep-Viertels ist der von Haveneiland-West sehr ähnlich. Etwa die Hälfte der Bevölkerung hier hat keinen Migrationshintergrund (53%) und Menschen marokkanischer und türkischer Herkunft bilden die größten Gruppen mit Migrationshintergrund, gefolgt von den Bewohner:innen surinamischer Herkunft (Wonderen & Broekhuizen 2012). Ein sozioökonomischer Vergleich zeigt, dass im Van-Lennep-Viertel etwas mehr Menschen aus der Arbeiterklasse wohnen als in Haveneiland-West. Wir können hier also schön vergleichen, denn die ethnische und sozioökonomische Zusammensetzung der Bevölkerung ist ähnlich, während sich die beiden Viertel in Bezug auf sozialen Zusammenhalt und Konflikte stark unterscheiden. In den Daten von OIS weist Haveneiland-West nicht nur eine der höchsten Raten an gemeldeten Konflikten unter den 20 von OIS untersuchten Amsterdamer Stadtteilen auf, sondern auch eine der niedrigsten Raten an Vertrauen der Bewohner:innen untereinander. Fast die Hälfte (47 Prozent) der Bewohner:innen dieses Viertels berichtet von Spannungen. Ein Viertel (24%) gibt an, dass es viele Konflikte zwischen Angehörigen verschiedener ethnischer Gruppen gibt, und 24% berichten von wenig oder gar keinem Vertrauen in ihre eigenen Nachbar:innen. Fast die Hälfte der Befragten (48%), die von Spannungen berichten, geben an, dass diese durch „kulturelle Unterschiede zwischen verschiedenen ethnischen Gruppen" verursacht werden. Mehr als ein Drittel (37%) der Befragten berichtet von „negativen Gefühlen gegenüber bestimmten ethnischen Gruppen" (Broekhuizen et al. 2012). Die Zahl der Konflikte im Van-Lennep-Viertel

liegt dagegen am anderen Ende des Spektrums. Im Vergleich zu Haveneiland-West berichten hier fast dreimal weniger Befragte (16%) von Spannungen. Mit 14 Prozent ist auch die Gruppe, die wenig oder kein Vertrauen in ihre Nachbar:innen hat, deutlich kleiner. Und die Bewohner:innen des Viertels, die von Konflikten berichten, stellen diese auch in ein anderes Licht: Nur 26 Prozent der gemeldeten Konflikte werden auf kulturelle Unterschiede zurückgeführt, die meisten Befragten sehen in ihnen Konflikte zwischen älteren und jüngeren Bewohner:innen (Wonderen & Broekhuizen 2012).

Worin bestehen die Konflikte in Haveneiland-West? Die wichtigsten Beschwerden, die von den Bewohner:innen in der OIS-Umfrage genannt wurden, betreffen Jugendliche und Kinder, die in den halböffentlichen Räumen und den Innenhöfen stören (Broekhuizen et al. 2012; Wonderen & Broekhuizen 2012; siehe auch Tersteeg & Pinkster 2016; Van Marissing 2014). Die großen neuen Wohnblöcke in Haveneiland-West verfügen über mehrere halböffentlichen Räume wie einen Innenhofgarten, Gemeinschaftsflure, einen Aufzug und ein Parkdeck. Die drei- oder vierstöckigen Altbauhäuser im Van-Lennep-Viertel verfügen ebenfalls über einen gemeinsamen Hauseingang, der jedoch von weitaus weniger Menschen genutzt wird, so dass dies weit weniger anonym ist als in den großen modernen Wohnblöcken von Haveneiland-West. Dieser Unterschied in der architektonischen Gestaltung hat erhebliche Auswirkungen auf den täglichen interethnischen Kontakt mit den Nachbarn. Die Bewohner:innen des Van-Lennep-Viertels haben deutlich mehr interethnische Kontakte, und wie in der BaM-Studie korrelieren diese mit einem größeren Sicherheitsgefühl und dem Gefühl, im Viertel zu Hause zu sein (siehe auch Paolini et al. 2014). In der OIS-Studie wurden die Bewohner:innen auch nach der Nutzung halböffentlicher Räume wie Galerien, Aufzüge und Treppenhäuser befragt und danach, wie sich die Menschen in diesen Räumen verhalten und miteinander umgehen. Die Umfrage enthielt sieben Aussagen über mögliche Irritationen beim täglichen Umgang in diesen halböffentlichen Räumen, wie z. B. „Die Bewohner haben Konflikte über die Sauberkeit der Treppenhäuser, Flure und Galerien“. Die Ergebnisse in Haveneiland-West zeigen signifikante Ergebnisse für alle sieben Items mit möglichen Irritationen beim täglichen Umgang (Broekhuizen et al. 2012), während im Unterschied dazu im Van-Lennep-Viertel nur ein Item von sieben signifikant ist und die Korrelation für dieses Item („Abfall wird zur falschen Zeit auf die Straße gestellt“) auch noch schwach war (Wonderen & Broekhuizen 2012). Die Tatsache, dass im Van-Lennep-Viertel keine Konflikte im halböffentlichen Raum gemeldet werden und es nur eine Beschwerde über Müll gibt, zeigt deutlich, dass die kleinteilige Gestaltung der Architektur einen erheblichen Einfluss auf die Interaktionen zwischen den Bewohner:innen hat.

Die Beschwerden von Menschen, die Vielfalt als Bedrohung empfinden, beziehen sich hauptsächlich auf Müll auf der Straße, Lärmbelästigung und Belästigungen auf der Straße. Auffällig ist, dass diese Beschwerden speziell mit Menschen mit Migrationshintergrund in Verbindung gebracht werden. Das Van-Lennep-Viertel und Havenei-

land-West haben eine fast identische Bevölkerungszusammensetzung, daher müsste das Ausmaß, in dem dieses von einigen Bewohner:innen als „ethnisch" bezeichnete Verhalten auftritt, in beiden Vierteln ähnlich sein. Dies scheint jedoch nicht der Fall zu sein. Allerdings ist die interethnische Dynamik zwischen den Bewohner:innen in den beiden Vierteln sehr unterschiedlich. Die im Rahmen des BaM-Projekts durchgeführten Interviews geben Aufschluss darüber, warum das so ist: Die Architektur von kleinteiliger bebauten Vierteln wie dem Van-Lennep-Viertel lädt zu mehr persönlichen Kontakten ein, auch über Gruppengrenzen hinweg. So sind zum Beispiel die Kinder von Nachbar:innen mit Migrationshintergrund hauptsächlich „die Jungs aus der Nachbarschaft" und nicht „die ... Jungs" (setzten Sie hier Ihre eigene ethnische Zugehörigkeit ein). Vielleicht kennen die Nachbar:innen einander und ihre Kinder mit Namen, vielleicht wissen sie etwas mehr über das Leben der anderen. Wenn es ein Ärgernis oder eine Belästigung gibt, können sie einander leichter ansprechen als Nachbarn, die noch keinen persönlichen Kontakt hatten und von denen man nicht einmal den Namen weiß. Dadurch entsteht eine andere Gesprächsdynamik und die Gefahr einer Eskalation ist geringer.

Das folgende Zitat einer Frau aus Amsterdam verdeutlicht die deeskalierende Wirkung des persönlichen Kontakts:

> Seit ich dort wohne, gibt es auf diesem Platz herumlungernde Jugendliche. Das hat sich [während der Abriegelung im Zusammenhang mit COVID-19] natürlich verschlimmert, weil diese Jungen auch nicht zur Schule gehen konnten. Sie konnten nirgendwo hingehen. Da habe ich gedacht: Warum habe ich eigentlich so viel Angst vor denen? Dann bin ich einmal einkaufen gegangen und habe einen dieser Jungen hinter der Kasse im Bioladen sitzen sehen. Da habe ich gesagt: „Hey, du sitzt doch immer vorne auf dem Platz." Und dann hat er gesagt: „Ja genau, da war ich früher in der Schule und das ist eigentlich mein Platz und da fühle ich mich zu Hause." Und dann bekommt man ein ganz anderes Bild von so einem Jungen. Man muss sich also auf diese Interaktion einlassen. Zumindest tue ich das, weil es mich stört und sie das nicht riechen können. Also musste ich die Angst überwinden. Ich bin auch ein paar Mal auf sie zugegangen und habe gesagt: „Hey, hallo, ich wohne hier, schön, dass ihr hier seid, aber würdet ihr bitte die Musik nach 23 Uhr abstellen?".

Das folgende Zitat eines Mannes aus Malmö veranschaulicht, wie ein persönlicher Kontakt – es ist nur ein kleines Gespräch – eine Situation beeinflussen kann, die auch zu einer unangenehmen Interaktion und zu einem Konflikt hätte werden können:

> Ich erzähle Ihnen eine andere Geschichte: Das war, bevor ich hier wohnte, als ich gerade eingezogen war. Ich war mit dem Kinderwagen unterwegs, in dem mein Sohn saß, der noch sehr klein war. Und wir kamen an dem Platz vorbei. Ich glaube, es war so um Weihnachten/Neujahr herum, und da waren ein paar junge Leute, die mit Feuerwerkskörpern spielten. Also meinte ich zu denen: „Ja, auch im Hinblick auf meinen kleinen Sohn, könnt ihr das sein lassen?" Und vielleicht zwei oder drei Tage später traf ich sie wieder und

einer der Jungen sagte: „Ah, das ist er, das ist der, der gestern mit uns gesprochen hat." Und das hat mich wirklich zum Nachdenken gebracht. Denn es war nicht: „Er hat uns angeschrien" oder „Er ist ein böser alter Mann", sondern: „Er hat mit uns gesprochen." Und ich glaube, das hat meine Vorstellung davon verändert, was es heißt, mit diesen jungen Menschen zu interagieren. Sie waren mehr damit beschäftigt, dass ich mit ihnen sprach, als ihnen zu sagen, dass sie nicht tun sollten, was sie taten. Und ja, ich glaube, viele Leute sagen gar nichts, und dann gehen sie nach Hause und bekommen ein Magengeschwür, weil sie so voller Angst und Wut sind, und dann gehen sie hin und wählen eine rechtspopulistische Partei. Und sie sind einfach nur wütend, anstatt ein Gespräch zu führen.

Auch diese Frau aus Malmö ist der Meinung, dass es die kleinen Dinge sind, die das Zusammenleben in der Nachbarschaft erfolgreich machen:

Befragte: Die Wohnungsgesellschaft oder die Gemeinde hatte einen Slogan für die Nachbarschaft und der lautete in etwa so: „Sag Hallo zu deinen Nachbarn" und ich finde das cool. Ich glaube, damit kommt man sehr weit, wenn man einfach nur „Hallo" sagt. Und ich glaube, es funktioniert. Bei mir hat es funktioniert.
Interviewer: „Auch wenn es sonst kein langes Gespräch ist oder so?
Befragte: Ja, ja, ja. Weißt du, einfach nur ein Lächeln und einen Gruß.

Der Vergleich der beiden Viertel zeigt, dass wir von älteren innerstädtischen Quartieren lernen können, wie das interethnische Zusammenleben in einem kleinräumigen Umfeld natürlicher und vielschichtiger gestaltet werden kann. Selbst ein Teil der Menschen, die eine ausgeprägte negative Einstellung zu migrationsbedingter Vielfalt haben, pflegen in einem solchen Kontext eher gute Beziehungen zu den Nachbar:innen mit Migrationshintergrund. Lange Flure mit vielen Wohnungstüren bieten diese Möglichkeit weniger. Kleinere Einheiten mit separaten Eingängen könnten dagegen den sozialen Zusammenhalt fördern. Aber auch die bewusste Schaffung halböffentlicher Räume ist wichtig. Die alten Plätze und Parks sind Orte, an denen kleine Kinder spielen und Jugendliche „abhängen" können, ohne zu stören. Das „Abhängen" in Eingangsbereichen oder Treppenhäusern dagegen stört die Mitbewohner:innen und in Verbindung mit der Größe sind die Jugendlichen, die dort „rumhängen", vielen Bewohner:innen von Hochhäusern nicht bekannt. Einige der Mechanismen, die wir zuvor als wichtig für den persönlichen Kontakt zwischen den Ethnien identifiziert haben, können also durch die Architektur verstärkt oder behindert werden. Wir können also auch buchstäblich für eine angenehme Praxis des Zusammenlebens bauen.

Kapitel 8

Neue politische Rahmenbedingungen für die Praxis des Zusammenlebens

Ein halbes Jahrhundert lang hat das Denken und Reden über Integration den Menschen ohne Migrationshintergrund eine mehr oder weniger beruhigende Botschaft vermittelt: Es ist die Aufgabe der Neuankömmlinge, der Migrant:innen, sich anzupassen und einzufügen. Wenn sie nur beginnen, sich wie die Menschen ohne Migrationshintergrund zu verhalten (d. h. weniger „anders" zu werden), dann wird das Zusammenleben klappen und angenehm sein. Wir nennen das „erfolgreiche Integration". Das Konzept der Integration war vielleicht passend, solange es relativ kleine Minderheitengruppen gab, die sich einer großen Mehrheitsgruppe gegenüber sahen. Aufgrund der demografischen Entwicklung in den westeuropäischen Großstädten, in denen die alte Mehrheitsgruppe numerisch eben zunehmend keine Mehrheit mehr ist, sondern eine Minderheit in einer Stadt mit vielen Minderheitengruppen – den so genannten Mehrheitlich-Minderheiten-Städten – ist diese Vorstellung allerdings inzwischen überholt. In vielen Großstädten hat im Jahr 2023 nur noch jeder dritte Jugendliche unter 15 Jahren keinen Migrationshintergrund. Dieses Jahrhundert wird mehr als jedes andere zuvor das Jahrhundert sein, in dem Menschen aus allen Kontinenten in den Großstädten der Welt zusammenleben werden. Deshalb wollen wir uns darauf konzentrieren, wie wir dieses Zusammenleben möglich und angenehm gestalten können. Hinzu kommt, dass die Menschen immer mobiler werden und immer häufiger nur für eine bestimmte Zeit in einer Stadt oder einem Land leben und arbeiten. Eine der wichtigsten Aufgaben dieses Jahrhunderts besteht darin zu lernen, wie man aktiv gute Praktiken des Zusammenlebens fördern kann, damit die superdiverse Stadt auch weiterhin ein angenehmer Ort zum Leben ist.

Indem wir das alte Konzept der Integration aufgegeben und uns auf die *Praxis des Zusammenlebens* konzentriert haben, haben wir versucht, der stark polarisierten Integrationsdebatte die Brisanz zu nehmen. Durch die Betrachtung der Praxis des Zusammenlebens geht es in unserer Forschung nicht so sehr darum, was die Menschen voneinander unterscheidet, sondern was sie tun können, damit das Zusammenleben in einer superdiversen Nachbarschaft gelingt. Eine erfolgreiche Praxis des Zusammenlebens in einer superdiversen Stadt setzt nicht unbedingt voraus, dass die Menschen gleich aussehen oder die gleichen Ansichten haben. Vielmehr geht es um die Fähigkeit, auch mit Menschen, die anders sind (oder als anders wahrgenommen werden) als man selbst, ein angenehmes Zusammenleben zu führen. Das erfordert natürlich Anstrengungen allen Bewohner:innen, also von den Menschen mit *und ohne* Migrationshintergrund. Die einseitige Zuordnung zu Menschen mit Migrationshintergrund, wie sie im klassischen Integrationsdenken bestand, wird so zu einem Prozess, der mehrere Seiten einbezieht.

Die Ergebnisse der *Becoming-a-Minority*-Studie bestätigen, dass sich angenehme Praktiken des Zusammenlebens in der superdiversen Stadt nicht von alleine einstellen. Die etwas romantische Vorstellung, dass das Zusammenleben von Menschen mit sehr unterschiedlicher Herkunft in einer Nachbarschaft automatisch zu einem angenehmen Lebensumfeld mit hohem sozialen Zusammenhalt führt, erweist sich leider als naiv. Viele Menschen, und das gilt insbesondere für diejenigen ohne Migrationshintergrund, haben nicht von klein auf gelernt, in einer superdiversen Gesellschaft zu funktionieren. In der Praxis sehen wir, dass insbesondere Bewohner:innen ohne Migrationshintergrund in superdiversen Viertel wenig bedeutungsvolle Kontakte außerhalb ihrer eigenen Gruppe haben, obwohl sie in einem Viertel leben, in dem mindestens die Hälfte ihrer Mitbewohner:innen einen Migrationshintergrund hat. Spielt es eine Rolle, ob Gruppen von Menschen einfach nur nebeneinanderherleben? Aus den Antworten auf die BaM-Befragung haben wir die Schlussfolgerung gezogen, dass es eine große Rolle spielt. Für die Menschen ohne Migrationshintergrund selbst, aber zweifellos auch für ihre Nachbar:innen mit Migrationshintergrund. Es reicht nicht aus, wenn sich die Menschen gegenseitig in Ruhe lassen, also „leben und leben lassen", aber ansonsten keinen Kontakt zueinander haben. Der soziale Zusammenhalt ist wichtig, weil er ein Gefühl der Geborgenheit vermittelt und Konflikte zu verhindern hilft. Wenn sich Menschen in ihre eigene ethnische Gruppe zurückziehen und sich abschotten, wird ihr soziales Umfeld kleiner und damit auch ihre Teilhabe an der superdiversen Stadt. Das Zurückziehen in die eigene Gruppe beeinträchtigt das soziale Geflecht in der Nachbarschaft und in der Stadt. Auf diese Weise kann in der superdiversen Stadt eine Spaltung zwischen Menschen mit und ohne Migrationshintergrund und zwischen verschiedenen Hintergründen entstehen.

Aufgrund der rasanten demografischen Entwicklung gibt es immer mehr MM-Städte. Wir befinden uns also an einem entscheidenden Wendepunkt in der Geschichte der

superdiversen Stadt. Wir haben dieses Buch mit einem Zitat von Dominique Moïsi (2009) begonnen, der von einem möglichen „Szenario der Angst und Demütigung" und im Gegensatz dazu von einem „Szenario der Hoffnung und Ermächtigung" spricht. Die Praxis der Selbstsegregation eines Teils der Menschen ohne Migrationshintergrund, die als Ergebnis unserer Studie festgestellt werden muss, scheint ein eher problematisches Szenario für die Zukunft zu skizzieren. Dieses Szenario wird jedoch durch die Tatsache abgeschwächt, dass die meisten Menschen ohne Migrationshintergrund mit und ohne Hochschulabschluss die migrationsbedingte Vielfalt dennoch vor allem als Bereicherung sehen. Diese Haltung lässt ein Szenario der Hoffnung zu. Auch wenn wir uns die interethnischen Interaktionen auf der Nachbarschaftsebene genauer ansehen, stellen wir fest, dass die überwiegende Mehrheit der Menschen ohne Migrationshintergrund zu einer erfolgreichen Praxis des Zusammenlebens beiträgt. Sie interagieren mit ihren Nachbar:innen mit Migrationshintergrund und tragen aktiv dazu bei, dass die interethnischen Interaktionen auf der Straße, in Geschäften, im Park und auf dem Spielplatz Spaß machen. Selbst einige derjenigen, die kulturelle Vielfalt als Bedrohung ansehen, tragen in der Praxis aktiv dazu bei, das Zusammenleben mit Menschen mit Migrationshintergrund angenehm zu gestalten. Eine erfolgreiche Praxis des Zusammenlebens in einem superdiversen Viertel oder einer superdiversen Stadt wird durch diese zahllosen kleinen Interaktionen zwischen Menschen, die (sehr) unterschiedlich sind, ermöglicht. Deshalb funktionieren superdiverse Nachbarschaften in der Regel gut und sind für viele Menschen angenehme Orte zum Leben.

Also alles eitel Sonnenschein? Nein, sicher nicht. Wir sind auch auf eine große Gruppe von Menschen ohne Migrationshintergrund gestoßen, die die kulturelle Vielfalt in der Stadt und in der Nachbarschaft ablehnen und in der Praxis ein angenehmes Zusammenleben verhindern. In ihren eher persönlichen Beziehungen meiden sie Menschen mit Migrationshintergrund. Wie sieht ihr Leben in der superdiversen Nachbarschaft aus? Sie berichten überproportional häufig von unangenehmen interethnischen Interaktionen mit Nachbar:innen mit Migrationshintergrund und Menschen auf der Straße, in Geschäften und im Park und haben viele Konflikte im (halb-)öffentlichen Raum mit Menschen mit Migrationshintergrund. Wie wir gezeigt haben, haben sie einen überproportionalen negativen Einfluss auf das Diversitätsklima im Quartier. Dieser Einfluss ist in Städten mit einem hohen rechtsextremen Wähleranteil besonders groß. Das politische Klima in einer Stadt oder einem Land kann die Balance in der Praxis des Zusammenlebens in Richtung eines negativen Szenarios kippen lassen. Es ist wichtig, ein Gegengewicht zu einem solchen politischen Klima zu schaffen durch diejenigen, die die migrationsbedingte Vielfalt als eine Bereicherung ansehen und die die Waagschale in die andere Richtung bewegen können.

Ein positives Szenario für superdiverse Städte erfordert das aktive Engagement sowohl der einzelnen Bürger:innen als auch der politischen Entscheidungsträger:innen, sowohl der in Organisationen tätigen Menschen als auch der Politik. Wir alle müssen

etwas dafür tun, es geschieht nicht von alleine. Die Menschen, die in der Praxis das Geflecht der interethnischen Kontakte in der Nachbarschaft und in der Stadt aufrechterhalten, bilden ein wichtiges Gegengewicht zu Hass und Intoleranz. Wir sind in der BaM-Forschung einem wesentlichen Mechanismus auf die Spur gekommen: Menschen, die im persönlichen Bereich mit ihren Partner:innen oder Freund:innen und Bekannten mit Migrationshintergrund gelernt haben, „mit Vielfalt umzugehen", wenden dieses Wissen und diese Erfahrung auch im Umgang mit unbekannten Menschen im öffentlichen Raum und ihren Nachbar:innen mit Migrationshintergrund an. Wenn Menschen gelernt haben, in kulturell vielfältigen Kontexten zu funktionieren, überträgt sich dies auch auf ihre interethnischen Interaktionen an anderen Orten. Sie werden in ihrem Alltag oft zu „Bindegliedern" zwischen Menschen mit und ohne Migrationshintergrund und sorgen so dafür, dass in ihrem Lebensumfeld keine interethnischen Konflikte entstehen, oder sind an der Konfliktlösung beteiligt. Enge Kontakte über ethnische Gruppengrenzen hinweg haben sich herausgestellt als einer der wichtigsten Mechanismen zur Vermeidung von Konflikten und Misstrauen in einer superdiversen Nachbarschaft.

Dies macht es möglich, aktiv ein Szenario der Hoffnung zu entwickeln. Auch Menschen, die es nicht von Kindesbeinen an mitbekommen haben, „Vielfalt zu leben", können dies lernen. Dazu müssen sie einander begegnen, und zwar nicht nur beim Gemüsehändler, sondern auch an Orten und bei Aktivitäten, die bedeutungsvolle interethnische Kontakte ermöglichen. Das Lernen von „Vielfalt zu leben" in einem Kontext, in dem die Menschen ein gemeinsames Ziel verfolgen, hat wichtige Auswirkungen auch auf das „Leben in Vielfalt" im eigenen sozialen Umfeld. Die BaM-Daten zeigen eine Vielzahl von Aktivitäten, die Menschen aus verschiedenen ethnischen Gruppen gemeinsam ausüben, wodurch sie nebenbei auch die Kunst des Zusammenlebens erlernen. Das kann ein Mannschaftssport sein, ein religiöses Treffen, eine Elternaktivität in einer gemischten Schule oder die Versammlung der Eigentümergemeinschaft eines gemischten Wohnblocks. Es geht um das, was wir „bedeutungsvollen Kontakt" nennen. Dieser entsteht, wenn Menschen einander persönlich kennen lernen. Anonymität dagegen ist der Feind bedeutungsvoller Kontakte. Bei der jeweiligen Aktivität sollte es nicht darum gehen, „die Vielfalt zu feiern". Sogar besser nicht, denn solche Aktivitäten können interethnischen Kontakt tatsächlich eher unangenehm machen, und diejenigen, die Vielfalt als Bedrohung ansehen, werden sowieso selten teilnehmen. Gemeinsam etwas Praktisches zu tun, das eine andere als die ethnische Identität anspricht (z. B. die Identität als Elternteil, im Sportteam oder im Chor), bietet Möglichkeiten für bedeutungsvolle Kontakte. So gesehen gibt es unzählige Möglichkeiten für Bürger:innen, die Politik, soziale Organisationen und Wohnungsbaugesellschaften, eine angenehme Praxis des Zusammenlebens und bedeutungsvolle Kontakte mit Hilfe von allen möglichen kleineren und größeren Initiativen zu fördern.

Wie sieht die Zukunft unserer superdiversen Städte aus? Wir wagen es, diesbezüglich optimistisch zu sein, auch wenn die Städte derzeit an einem wichtigen Wendepunkt stehen und die Debatte von Polarisierung und Konflikten geprägt ist. Wir nennen zwei Faktoren aus unserer Forschung, die unseren Optimismus für die Zukunft begründen: Erstens ist ein interessantes Ergebnis der BaM-Studie, dass sich die Befragten ohne Migrationshintergrund, die eine:n Partner:in mit Migrationshintergrund haben, in ihren Einstellungen und Praktiken gegenüber migrationsbezogener Vielfalt so sehr von denjenigen unterscheiden, deren Partner:in ebenfalls keinen Migrationshintergrund hat. Bereits ein Viertel der Befragten in unserer Studie hat eine:n Partner:in mit Migrationshintergrund und es handelt sich um eine stark wachsende Gruppe, was zum einen daran liegt, dass in der superdiversen Stadt die Möglichkeit, jemanden außerhalb der eigenen ethnischen Gruppe kennen zu lernen, so viel breiter ist, und zum anderen, dass immer mehr Menschen ihre Partner:innen auch auf Reisen, beim Studium oder bei der Arbeit in einem anderen Land kennen lernen. Diese Menschen scheinen Vorreiter in der Kunst des Zusammenlebens zu sein, sowohl in Bezug auf ihren Freundes- und Bekanntenkreis als auch auf ihre Einstellung zur Vielfalt. Und für die Zukunft sind auch ihre Kinder wichtig, denn diese lernen in ihren Familien, aber auch im Freundeskreis ihrer Eltern von klein auf, mit Vielfalt umzugehen. Demografen zufolge werden die Kinder aus gemischten Beziehungen im Laufe der Zeit die größte neue Minderheitengruppe bilden: Menschen mit kulturellen Bezügen zu mehr als einem Ort auf der Welt. Zweitens, und das hängt damit zusammen, wachsen auch Kinder ohne Migrationshintergrund in superdiversen Städten natürlich mit Klassenkamerad:innen und Freund:innen aus der Nachbarschaft auf, die einen anderen Hintergrund haben als sie selbst. Die BaM-Studie hat gezeigt, dass Menschen ohne Migrationshintergrund, die schon in ihrer Kindheit an die migrationsbedingte Vielfalt gewöhnt wurden, im Erwachsenenalter viel eher einen gemischten Freundeskreis und eine angenehmere Praxis des Zusammenlebens haben. Es wird in Zukunft aber immer mehr Menschen geben, die von Kindesbeinen an gelernt haben, mit Vielfalt umzugehen und sie als Normalität betrachten. Allein diese beiden Entwicklungen werden dafür sorgen, dass es in der superdiversen Stadt immer mehr Menschen geben wird, die bereit sind, das interethnische Geflecht gemeinsam zu gestalten.

Ein neuer politischer Rahmen für eine erfolgreiche Praxis des Zusammenlebens in der superdiversen Stadt

In diesem Buch haben wir uns der Herausforderung gestellt, einen neuen theoretischen, und politischen Rahmen zu formulieren für die Förderung einer erfolgreichen Praxis des Zusammenlebens in der superdiversen Stadt. Auf der Grundlage der Erkenntnisse aus unserer Forschung plädieren wir für eine radikal andere Betrachtungsweise der Vielfalt in europäischen Großstädten. Das Konzept der Integration, wie es

im letzten Jahrhundert verwendet wurde, mag im Hinblick auf den Prozess der Integration von Minderheitengruppen in die große nationale Mehrheitsgruppe nützlich gewesen sein, aber es ist unzureichend für die politischen Herausforderungen, denen sich superdiverse Städte in diesem Jahrhundert gegenübersehen. Dafür brauchen wir eine neue Perspektive. Das wird deutlich durch die Verschiebung des Fokus von der Integration auf das Zusammenleben: Wie schafft man eine erfolgreiche Praxis des Zusammenlebens in einer Stadt oder Nachbarschaft, in der die Menschen unterschiedlich sind? In dieser neuen Perspektive sind Menschen ohne Migrationshintergrund ebenso eine wichtige Zielgruppe für politisches Handeln wie Menschen mit Migrationshintergrund. Sie scheinen in der alten Integrationspolitik 40 Jahre lang vergessen worden zu sein und das bringt uns jetzt zunehmend Probleme, da wir nun in der Situation sind, dass die Gruppe der Menschen ohne Migrationshintergrund in vielen Städten selbst zahlenmäßig zu einer Minderheit geworden ist.

Die gewaltigen demografischen Veränderungen erfordern von der Politik und den Entscheidungsträger:innen sowohl eine mentale als auch eine politische Kehrtwende in ihrem Verständnis von Integration. Wir fordern eine neue Politik, die sich auf die Praxis des Zusammenlebens konzentriert und ausdrücklich auch berücksichtigt, wie Menschen ohne Migrationshintergrund an der superdiversen Stadt teilhaben (und in Zukunft teilhaben werden, wenn sie noch klarer nur eine Minderheit unter vielen sind). Nach 40 Jahren Integrationspolitik ist klar, dass dies nicht von alleine geschieht. Für Politik und Verwaltung liegt hier also eine wichtige Aufgabe und die erfordert politischen Mut. Dieser Mut ist vor allem nötig, um deutlich zu machen, dass es in der superdiversen Stadt auch auf die Bewohner:innen ohne Migrationshintergrund ankommt. Dass es für die erfolgreiche Praxis des Zusammenlebens wichtig ist, dass auch diese Menschen, die de facto häufig am ehesten segregiert leben, aus ihren Kreisen herauskommen und sich beteiligen. Sie sind mitverantwortlich für das Ergebnis des Zusammenlebens in der superdiversen Stadt.

Die neue Politik, für die wir eintreten, ist auch eine Antwort auf das oft geäußerte Gefühl des Verlustes. Dies ist allmählich zum Rekrutierungsfeld der extremen Rechten geworden. Progressive Parteien haben als Antwort darauf oft vor allem die Vorzüge einer vielfältigen Gesellschaft hervorgehoben. Die Beispiele dafür sind zahlreich und werden auch von unseren Befragten häufig genannt. Es ist jedoch ein politischer und sozialer Fehler, das Gefühl des Verlustes, das ein Teil der Menschen empfindet, nicht ernst zu nehmen. Wie wir in den Daten der Umfrage und in den Interviews gesehen haben, sind Begegnung über ethnische Grenzen hinweg in der superdiversen Nachbarschaft im Allgemeinen nicht selbstverständlich. Der Mangel an bedeutungsvollen Kontakten zwischen verschiedenen Bevölkerungsgruppen im Viertel kann zu einem Gefühl des Verlustes an Zugehörigkeit und zur Selbstisolation führen. Auf diese Weise stehen sich Gruppen auf einmal gegenüber. Daher ist es wichtig, dass politische Entscheidungsträger, Organisationen und Wohnungsbaugesellschaften die Initiativen und Orte unterstützen, an denen ein brückenbildender Kontakt hergestellt wird.

Dieses Buch hat eine optimistische Botschaft. Wenn Bewohner:innen ohne Migrationshintergrund aktiv an der superdiversen Stadt teilnehmen, haben sie auch mehr Freude daran, in einem superdiversen Viertel zu leben. Die Beteiligung bringt etwas, nämlich ein größeres Wohlbefinden. Menschen, die sich beteiligen und angenehme Beziehungen zu Nachbar:innen mit unterschiedlichem Hintergrund haben, fühlen sich in ihrer Nachbarschaft nicht als Fremde, und Menschen, die Freundschaften über ethnische Gruppengrenzen hinweg schließen, berichten von angenehmeren und seltener unangenehmen Interaktionen in ihrer Nachbarschaft. Auf diese Weise kann sich das Gefühl des Verlustes in einen Gewinn verwandeln. Die Menschen, die wir in diesem Buch als „Verbindungspersonen" bezeichnen, sind diejenigen, von denen wir lernen können, wie wir das Zusammenleben erfolgreich gestalten können. Die Rolle der Organisationen wird vor allem darin bestehen, das Zusammenleben zu erleichtern, so dass diese „Verbindungspersonen" das tun können, was sie am besten können. Sie sind unser Ansatzpunkt.

Ein theoretischer Rahmen für die Praxis des Zusammenlebens in der superdiversen Stadt

In den mehr als 40 Jahren der Migrationsforschung in Europa und Nordamerika wurden mehrere Integrationstheorien entwickelt. Die bekanntesten und am häufigsten zitierten Theorien sind die klassische *Assimilationstheorie,* die von Forschern der Chicago School entwickelt wurde, die *New-Assimilation-Theorie* von Richard Alba und Victor Nee (2003) und die *Segmented-Assimilation-Theorie* von Alejandro Portes und Min Zhou (1993). Diese Theorien zielen darauf ab zu verstehen, wie sich kleinere Gruppen von Migrant:innen in eine größere Mehrheitsgruppe einfügen. Aber um Integrationsprozesse in den Mehrheitlich-Minderheiten-Kontexten im neuen Jahrtausend zu verstehen, brauchen wir einen neuen theoretischen Rahmen. Das Konzept der „Superdiversität", das wir in unserem Buch *Generation Mix. Die superdiverse Zukunft unserer Städte* (2015) verwendet haben, ist nützlich, um die neuen demografischen Gegebenheiten in größeren westeuropäischen Städten zu beschreiben, bietet aber keinen theoretischen Rahmen, um festzustellen, ob ein superdiverser Kontext gut funktioniert oder nicht. In diesem Buch haben wir die ersten Schritte unternommen, um eine Theorie für die Praxis des Zusammenlebens in einem superdiversen Kontext, wie einem Viertel oder einer Stadt zu entwickeln. Zur Konkretisierung unseres theoretischen Rahmens haben wir drei Analyseschritte entwickelt, die zusammen die Ergebnisse der Praxis des Zusammenlebens in einer superdiversen Nachbarschaft bestimmen. Im ersten Schritt fragen wir nach der objektiven Praxis des Zusammenlebens in Vielfalt („Haben Sie Freunde und Bekannte mit Migrationshintergrund?") und nach der subjektiven Einstellung in diesem Bereich („Sehen Sie migrationsbedingte Vielfalt eher als Bereicherung oder eher als Bedrohung?"). Anhand der Kombination dieser

Positionen haben wir verschiedene Gruppen von Befragten identifiziert. Im zweiten Schritt haben wir untersucht, inwieweit diese Positionen damit zusammenhängen, wie die Personen selbst ihr Wohlbefinden und ihr Heimatgefühl in der Nachbarschaft bewerten, aber auch, wie sie die Praxis des Zusammenlebens mit Nachbar:innen mit Migrationshintergrund und die Interaktionen mit Anwohner:innen mit Migrationshintergrund auf der Straße bewerten. In einem dritten Schritt werden dann die Ergebnisse für die Praxis des Zusammenlebens und die Auswirkungen der verschiedenen Positionen zur migrationsbedingten Vielfalt auf diese Praxis untersucht.

Bei der Entwicklung dieser drei Schritte weicht unser theoretischer Rahmen vom klassischen Integrationsansatz ab. In Anlehnung an Luhmann (1984) nehmen wir das tatsächliche Lebensumfeld in der superdiversen Nachbarschaft als Ausgangspunkt und nicht etwas so Großes oder Abstraktes wie „die Gesellschaft". Das Lebensumfeld in westeuropäischen Großstädten ist durch ein hohes Maß an migrationsbedingter Vielfalt gekennzeichnet. Dies ist die faktische empirische Ausgangslage, für die wir die Zugehörigkeit und Teilhabe an der superdiversen Nachbarschaft untersuchen. Auch hier brechen wir mit dem traditionellen Integrationsdenken: Wir fragen nicht, inwieweit sich eine Gruppe in die Kultur der anderen Gruppe assimiliert, sondern untersuchen die Praxis des Zusammenlebens anhand der Summe der einzelnen angenehmen und unangenehmen interethnischen Interaktionen. Dies ist ein wichtiger Schritt, denn so lässt sich auch feststellen, mit welchem Diversitätsklima die Bewohner:innen des Viertels *mit* Migrationshintergrund umgehen müssen. Davon hängt unter anderem ab, ob sie sich in der Nachbarschaft wohl und sicher fühlen und ob es schwieriger oder leichter ist, mit Menschen anderer Herkunft, etwa mit Mitbewohner:innen ohne Migrationshintergrund, in einen guten Kontakt zu kommen.

Das symbolische Bild, das wir für unseren theoretischen Rahmen vorschlagen, ist das einer altmodischen Waage. Auf der einen Seite der Waage sehen wir das Gewicht derjenigen, die migrationsbedingte Vielfalt als Bereicherung empfinden, auf der anderen Seite das Gewicht derjenigen, die dieses Phänomen als Bedrohung sehen. Das Verhältnis der Kräfte auf beiden Seiten der Waage bestimmt die Praxis des Zusammenlebens in einem Viertel oder einer Stadt. Wir haben fünf wesentliche Mechanismen identifiziert, die die Waage tendenziell eher in Richtung eines Gelingens des superdiversen Zusammenlebens kippen lassen. Erstens wird eine überwiegend erfolgreiche Praxis des Zusammenlebens in vielen Fällen paradoxerweise dadurch erreicht, dass bei einigen, die der migrationsbedingten Vielfalt negativ gegenüberstehen, diese Haltung nicht übereinstimmt mit ihren persönlichen Kontakten, während diejenigen, die der migrationsbedingten Vielfalt positiv gegenüberstehen, diese Meinung in der Regel auch in die Praxis umsetzen. Dies führt dazu, dass die Praxis des Zusammenlebens insgesamt positiver ist, als es die Einstellung der Menschen allein vermuten ließe. Ein zweiter Mechanismus, der eine positive Praxis des Zusammenlebens fördert, besteht darin, dass Menschen in Führungspositionen offenbar häufiger eine positive als eine

negative Einstellung zu migrationsbezogener Vielfalt haben, und sie können dieser Einstellung durch ihre Machtposition mehr Gewicht verleihen. Sie sind ein entscheidender Faktor vor allem für die Integration am Arbeitsplatz. Der dritte Mechanismus besteht darin, dass Menschen, die im Kultur-, Sozial- und Bildungssektor arbeiten, überwiegend eine positive Einstellung zu migrationsbezogener Vielfalt haben und daher die Agenda für Vielfalt und Integration in ihrem Sektor beeinflussen. Viertens scheint es, dass unter den Menschen, die migrationsbedingte Vielfalt als Bereicherung sehen, aber *keinen* gemischten Freundes- und Bekanntenkreis haben, ein großes ungenutztes Potenzial vorhanden ist. Viele Angehörige dieser Gruppe werden unter günstigen Umständen durchaus interethnische Beziehungen eingehen und damit in die Position von „Verbindungspersonen" aufsteigen. Wenn sie ihre *Zugehörigkeitsunsicherheit* überwinden, kann von dieser Gruppe ein großer Beitrag zu einer erfolgreichen Praxis des Zusammenlebens erwartet werden. Wie wir gesehen haben, wirkt sich dies auch positiv auf ihr eigenes Wohlbefinden in einem superdiversen Kontext aus. Auf der anderen Seite ist es für Menschen, die der Vielfalt gegenüber negativ eingestellt sind, aber in der Praxis gut mit ihren Nachbar:innen und Gleichaltrigen mit Migrationshintergrund zusammenleben, normalerweise nicht attraktiv, in eine Position zu kommen, die durch unangenehme interethnische Interaktionen gekennzeichnet ist. Eine Verschiebung in diese Richtung ist für sie mit nur geringen oder gar keinen positiven Auswirkungen auf das eigene Wohlbefinden verbunden. Folglich entscheiden sich die meisten Menschen, die der migrationsbedingten Vielfalt negativ gegenüberstehen, in der Praxis nicht für eine negative Beziehung zu ihrem kulturell vielfältigen Lebensumfeld. Fünftens, und das hängt mit dem vierten Mechanismus zusammen, scheinen Menschen, die einmal gelernt haben, in einem kulturell vielfältigen Kontext angenehm zu leben, diese erlernte Kunst des Zusammenlebens auf eine Vielzahl anderer kulturell vielfältiger Kontexte zu übertragen. Interethnische Kontakte im persönlichen Bereich scheinen „ansteckend" zu sein für positive interethnische Kontakte auch im (halb-)öffentlichen Raum. Er wird zur zweiten Natur. Der vierte Mechanismus lässt somit eine Art Schwungrad-Effekt entstehen in Form des fünften Mechanismus, was wiederum die Kultur des Zusammenlebens stärkt.

Einer der wichtigsten Mechanismen ist die Herstellung persönlicher und bedeutungsvoller interethnischer Kontakte. In unserem theoretischen Rahmen ist dies ein wichtiger Katalysator für die erfolgreiche Praxis des Zusammenlebens in der superdiversen Nachbarschaft. Hierfür scheinen die Schlüsselelemente zu sein, dass der Kontakt kleinräumig, persönlich und bedeutungsvoll sein sollte. Zugleich scheint es wichtig zu sein, dass die kulturelle Vielfalt nicht das Thema der Begegnung ist. Bei der Gruppe, die der migrationsbedingten Vielfalt positiv gegenübersteht, aber kein gemischtes soziales Umfeld hat, herrscht Unsicherheit über interethnische Begegnungen, während die Gruppe, die der migrationsbedingten Vielfalt negativ gegenübersteht, den positiven multikulturellen Diskurs mit Skepsis betrachtet oder gar ablehnt. Für beide Gruppen

können jedoch Begegnungen mit Menschen mit Migrationshintergrund, die einen bestimmten übergeordneten Zweck verfolgen, wie z. B. beim Sport, am Arbeitsplatz und auf dem Schulhof, auf quasi natürliche Weise zu bedeutungsvollen interethnischen Interaktionen führen. Wir haben weiter oben im Kapitel für eine neue politische Vision für die Praxis des Zusammenlebens in der superdiversen Stadt plädiert. Dies bedeutet, dass auch neue Forschungsinstrumente erforderlich sind, um diese Praxis des Zusammenlebens zu begleiten. Mit dem so genannten DAPI-Index (*Diversity Attitudes and Practices Impact*) ist es möglich, den Stand der Praxis des Zusammenlebens pro Quartier und Stadt zu bestimmen (Crul & Lelie 2021). Im Anschluss an die in diesem Buch vorgestellten Ergebnisse haben wir das Modell des DAPI-Index weiter ausgearbeitet. Die Praxis des Zusammenlebens hängt sowohl von den Einstellungen der Menschen (mit und ohne Migrationshintergrund) gegenüber der Vielfalt als auch von ihrer interethnischen sozialen Praxis ab. Mitentscheidend für den Einfluss auf die Praxis des Zusammenlebens ist, ob Menschen eine Machtposition innehaben. Dabei kann es sich um eine formale Machtposition handeln (z. B. eine Führungsposition) oder um eine soziale Position, die den Menschen die Möglichkeit gibt, z. B. die Diversitätspolitik zu beeinflussen. Wir können aber auch an Menschen denken, die einen größeren Einfluss haben, weil sie entweder als Bindeglied in positiven interethnischen Interaktionen fungieren oder aber im Gegenteil eine wichtige Rolle in negativen interethnischen Interaktionen spielen. Die Praxis des Zusammenlebens wird letztendlich durch die Summe der angenehmen und unangenehmen interethnischen Interaktionen in der Nachbarschaft bestimmt und die verschiedenen Machtpositionen der Menschen tragen dazu bei, ihren jeweiligen Einfluss zu bestimmen. Die stärkste Tendenz, die wir sehen (wiedergegeben durch den größten Pfeil), ist die einer positiven Einstellung zu angenehmen Interaktionen, die durch eine Machtposition verstärkt wird. Eine andere starke Tendenz (der zweitgrößte Pfeil) geht von einer negativen Einstellung aus, die sich in unangenehmen Interaktionen und Konflikten niederschlägt, wiederum verstärkt durch eine Machtposition. Der dritte Weg ist der von Menschen, die in Bezug auf ihre Einstellung zu migrationsbedingter Vielfalt eine „Zwischenposition" einnehmen, aber angenehme Interaktionen mit Menschen mit Migrationshintergrund haben, die durch ihre Machtposition verstärkt oder nicht verstärkt werden können. Die Zwischenposition, die oben links im Modell durch den gestrichelten Pfeil dargestellt ist, ist wichtig, weil sie einen wichtigen Mechanismus darstellt, durch den Menschen, die in ihrem täglichen Leben eine negative Einstellung zu migrationsbezogener Vielfalt haben, dennoch zu erfolgreicher Praxis des Zusammenlebens beitragen können.

Der DAPI-Index kann dazu verwendet werden, Quartiere zu identifizieren, in denen die Praxis des Zusammenlebens einen gefährlichen Kipppunkt erreichen kann. Hier sollten Maßnahmen ergriffen werden, um ein positives Szenario zu fördern. Das kann auf der Ebene des Viertels, eines Teils des Viertels oder sogar eines Wohnblocks mit Hilfe des DAPI-Index überwacht werden. Wirksame Maßnahmen können dann auch auf andere Viertel oder Wohnblocks übertragen werden, natürlich immer unter

Berücksichtigung des jeweiligen Kontextes. Nach und nach werden immer mehr wirksame Maßnahmen ermittelt, die eine größere Verbreitung in der Stadt und auch in anderen Gemeinden finden können.

Der Einfluss von Menschen mit Migrationshintergrund auf die Praxis des Zusammenlebens

Abschließend möchten wir kurz über die mögliche Anwendbarkeit der Theorie der Praxis des Zusammenlebens für Menschen *mit* Migrationshintergrund nachdenken. So wie wir dies für Menschen ohne Migrationshintergrund gezeigt haben, erwarten wir, dass auch Menschen mit Migrationshintergrund unterschiedliche Positionen zur kulturellen Vielfalt einnehmen werden. Es wird Menschen geben, die kulturelle Vielfalt negativ sehen, weil sie die Lebensweise von Menschen anderer ethnischer Gruppen ablehnen. Wir vermuten, dass Menschen mit Migrationshintergrund, die Vielfalt ablehnen und sich abgrenzen, in vielerlei Hinsicht sehr ähnliche Eigenschaften haben wie Menschen ohne Migrationshintergrund, die eine solche Position vertreten. Beide Gruppen betrachten ihre eigenen kulturellen Normen und Werte als überlegen und ziehen es vor, nur mit Menschen aus ihrer eigenen ethnischen Gruppe zusammenzukommen. Höchstwahrscheinlich handelt es sich, wie bei der Gruppe ohne Migrationshintergrund, um Menschen, die stark an Traditionen gebunden sind und Menschen, die sich von ihnen stark unterscheiden, misstrauisch gegenüberstehen. Es würde uns nicht wundern, wenn Menschen mit Migrationshintergrund, die kulturelle Vielfalt als Bedrohung empfinden, auch eher in unangenehme interethnische Interaktionen auf der Straße und in Geschäften verwickelt sind. Es ist wahrscheinlich, dass eine große Mehrheit der Menschen mit Migrationshintergrund wie die Zielgruppe des BaM-Projekts kulturelle Vielfalt als Bereicherung empfindet und für angenehme interethnische Kontakte in der Nachbarschaft verantwortlich ist. Es wird auch Menschen mit Migrationshintergrund geben, die zwar eine negative Einstellung zu kultureller Vielfalt haben (und möglicherweise die Normen und Werte der Menschen ohne Migrationshintergrund ablehnen), in der Praxis aber dennoch einen guten Kontakt zu ihren Nachbarn ohne Migrationshintergrund haben und damit ebenfalls einen positiven Beitrag zur erfolgreichen Praxis des Zusammenlebens leisten.

Bestehende Assimilations- und Integrationstheorien machen Migrant:innen und ihre Nachkommen zu einer besonderen Kategorie und grenzen sie von Menschen ohne Migrationshintergrund ab. Es wird dann z. B. argumentiert, dass ein Teil der Menschen mit Migrationshintergrund an den Traditionen der eigenen Kultur festhält oder sich „nicht anpassen will“. Die BaM-Studie hat deutlich gemacht, dass es unter den Menschen ohne Migrationshintergrund eine relevante Gruppe gibt, die ein ähnliches Muster aufweist. Mit unserem theoretischen Rahmen lässt sich untersuchen, ob die

Mechanismen für die Praxis des Zusammenlebens bei Menschen mit und ohne Migrationshintergrund gleich sind. Wir argumentieren, dass die Diversitätsforschung neue Wege beschreiten und allgemeinere Mechanismen untersuchen sollte, die das Leben in einer superdiversen Stadt oder Nachbarschaft fördern oder ihm entgegenwirken.

Die aktive Rolle von Menschen ohne Migrationshintergrund bei der Schaffung erfolgreicher Praktiken des Zusammenlebens

Unsere Forschung hat gezeigt, dass eine positive Praxis des Zusammenlebens in einem Viertel oder einer Stadt das Ergebnis eines aktiven Prozesses ist. Mit der BaM-Studie haben wir eine Gruppe von Menschen ohne Migrationshintergrund sichtbar gemacht, die mit all ihren kleineren und größeren Interventionen und Kontakten im Quartier zu einer gelungenen Praxis des Zusammenlebens beitragen. Zusammen mit all den kleineren und größeren Interaktionen und Kontakten von Quartiersbewohnern mit Migrationshintergrund sorgt dies dafür, dass sich die Waage zum Positiven neigt und die Praxis des Zusammenlebens eine Chance auf Erfolg hat. Diese Menschen haben, mehr als sie vielleicht selbst denken, einen entscheidenden Einfluss auf das Diversitätsklima im Quartier.

Eines der Ziele dieses Buches war es, die Ergebnisse der BaM-Forschung zu nutzen, um zu zeigen, was funktioniert und worauf es bei der Förderung einer erfolgreichen Praxis des Zusammenlebens ankommt. Viele Menschen erleben ein Gefühl der Ohnmacht, weil eine ablehnende Haltung gegenüber kultureller Vielfalt auf dem Vormarsch zu sein scheint. Mit diesem Buch wollen wir dazu beitragen, diese Hilflosigkeit in Hoffnung zu verwandeln. Wir wollen deutlich machen, dass alle kleineren und größeren Aktionen eine Rolle in der Kunst des Zusammenlebens spielen und dass die große Mehrheit der Menschen mit und ohne Migrationshintergrund bereits einen wichtigen Beitrag dazu leistet.

In der Einleitung zu diesem Buch haben wir erzählt, wie wir selbst durch *trial-and-error* in den Organisationen, in denen wir zusammen mit Menschen aus verschiedenen ethnischen Gruppen und mit sehr unterschiedlichem Hintergrund tätig waren, gelernt haben, „Vielfalt zu praktizieren“. Wir hatten damals ein gemeinsames politisches Ziel in diesen Organisationen, unsere Anwesenheit wurde nicht als fremd empfunden und wir hatten alle eine klare Rolle. Das hat uns etwas von unserer Unsicherheit genommen. Im Kontakt mit all unseren verschiedenen Nachbar:innen und durch unsere Arbeit im Schilderswijk lernten wir auch, „Vielfalt zu leben“. Wir haben festgestellt, dass irgendwann das Gefühl der Unbeholfenheit und der Nicht-Vertrautheit mit dem, ‚wie man es macht‘ verschwunden ist. Und wir haben gelernt, dass wir die Praxis des

Zusammenlebens gestalten müssen und dies ein aktives Handeln erfordert, weil es nicht automatisch geschieht.

Jeder kann lernen, „Vielfalt zu leben“. Das ist nicht nur gut für den Zusammenhalt in der superdiversen Gesellschaft, sondern nach dieser Studie wissen wir: Die Teilnahme an einem vielfältigen Umfeld ist auch gut für das eigene Wohlbefinden.

Anhang 1

Zentrale Konzepte und Forschungs-entscheidungen in diesem Buch

Menschen ohne Migrationshintergrund

In der *Becoming-a-Minority (BaM)*-Studie haben wir Menschen ohne Migrationshintergrund untersucht, die in Stadtteilen leben, in denen die Mehrheit der Bewohner einen Migrationshintergrund hat. Das Hauptunterscheidungskriterium, das wir hier verwenden, ist der Migrationshintergrund auf der Grundlage des Geburtslandes der Person selbst und beider Elternteile. Dieses Kriterium wird auch in Verwaltungsdaten und Statistiken verwendet, beispielsweise vom niederländischen Centraal Bureau voor de Statistiek (https://www.cbs.nl/nl-nl/onze-diensten/methoden/begrippen/persoon-met-een-migratieachtergrond) und dem deutschen Statistischen Bundesamt (https://www.destatis.de/DE/Themen/Gesellschaft-Umwelt/Bevoelkerung/Migration-Integration/Glossar/migrationshintergrund.html). Diese Definition bedeutet, dass die Befragten, auf deren Antworten dieses Buch basiert, selbst in dem Land geboren wurden, in dem wir die BaM-Erhebung durchgeführt haben, und dass beide Elternteile ebenfalls in diesem Land geboren wurden. Das Geburtsland ist also das wichtigste Merkmal unserer Zielgruppe. Jede Kategorisierung führt natürlich zu einer Vereinfachung und damit zu einer Verzerrung der Realität. Wir sind uns bewusst, dass dies auch für unsere Studie gilt.

Wir hatten im BaM-Team eine lange Diskussion darüber, wie wir unsere Zielgruppe nennen sollten. Das erwies sich als nicht einfach. Wir skizzieren hier kurz unsere Überlegungen, da dies auch ein klareres Bild davon vermittelt, wer zu dieser Gruppe gehört und wer nicht. Naheliegend wäre es, die Menschen in dieser Gruppe z. B. als

„Niederländer“ (oder „Schweden“/„Deutsche“/„Belgier“/„Österreicher“) zu bezeichnen. In der Alltagssprache werden mit den Begriffen „Migranten“ und „Niederländer“ oft zwei sich gegenseitig ausschließende Gruppen bezeichnet. Die Verwendung des Begriffs „Niederländer“ ist jedoch problematisch, da Migrant:innen und ihre Kinder ebenfalls Niederländer sind und häufig die niederländische (oder schwedische/deutsche/belgische/österreichische) Staatsangehörigkeit besitzen. Ist der Begriff „weiße Niederländer“ also angemessen? Nein, denn in der Kategorie gibt es auch dunkelhäutige Niederländer:innen ohne Migrationshintergrund und umgekehrt gibt es Niederländer:innen mit Migrationshintergrund, die weiß sind. Daher haben wir uns letztendlich dafür entschieden, die Zielgruppe der BaM-Studie als Menschen ohne Migrationshintergrund zu bezeichnen, obwohl sich in der Praxis wahrscheinlich niemand so nennen wird.

Mehrheitlich-Minderheiten-Städte und -Stadtviertel

Der Begriff „majority-minority city“ stammt aus den Vereinigten Staaten, wo *„majority-minority“* bedeutet, dass die alte Mehrheitsgruppe der nicht hispanischen Weißen nicht mehr die zahlenmäßige Mehrheit in einer Stadt oder sogar in einem Bundesstaat darstellt (Kasinitz et al. 2002). In Städten wie New York und Los Angeles ist dies seit Jahrzehnten eine Selbstverständlichkeit. In New York ist die Gruppe der nicht hispanischen Weißen jedoch immer noch die größte Kategorie: ein Drittel der Bevölkerung fällt darunter. In Los Angeles ist dagegen die Gruppe der Hispanoamerikaner bei weitem die größte und nur etwas mehr als ein Viertel der Bevölkerung gehört noch zur Gruppe der nicht hispanischen Weißen. Das Phänomen, dass Städte eine demografische Verschiebung hin zu einer numerischen Zusammensetzung vollziehen, in der es nur Minderheiten gibt, ist also nicht neu. Diese Entwicklung wird sich aufgrund der anhaltenden Migration fortsetzen. Die amerikanischen Städte sind den europäischen Städten in dieser Hinsicht etwas voraus. In den meisten großen Städten der Welt gibt es keine neue Mehrheitsgruppe, die die alte Mehrheitsgruppe ersetzen würde. Vielmehr gibt es eine große Vielfalt an ethnischer Zugehörigkeit, Hautfarbe, Sprache, Klasse und Religionen bzw. spirituellen Überzeugungen.

In den Niederlanden wurde Amsterdam 2011 zur ersten sogenannten „Mehrheitlich-Minderheiten-Stadt“. Seitdem bilden Menschen mit Migrationshintergrund die Mehrheit der Einwohner:innen. Ihr Anteil ist seither kontinuierlich auf 57 Prozent im Jahr 2022 gestiegen (https://onderzoek.amsterdam.nl/dataset/stand-van-de-bevolking-amsterdam). Wie wir bereits erwähnt haben, ist diese Mehrheit von Menschen mit Migrationshintergrund sehr vielfältig. Sie umfasst gut bezahlte Expats, Menschen mit Flüchtlingsstatus, Kinder von Menschen aus den ehemaligen Kolonien, internationale Studierende, (Kinder von) Arbeitsmigrant:innen, digitale Nomad:innen, Menschen, die der Liebe wegen gekommen sind, und was man sich sonst noch vorstellen

kann. In Amsterdam leben Menschen aus mehr als 180 Ländern. Etwa ein Fünftel der Bevölkerung stammt aus den vier traditionellen Einwanderungsländern (Surinam, Marokko, Türkei und Antillen), aber die am schnellsten wachsende Gruppe ist heute eine Kategorie, die in den Statistiken als „andere" bezeichnet wird. Somit gehören heute alle Einwohner:innen der Stadt faktisch zu einer zahlenmäßigen Minderheit.

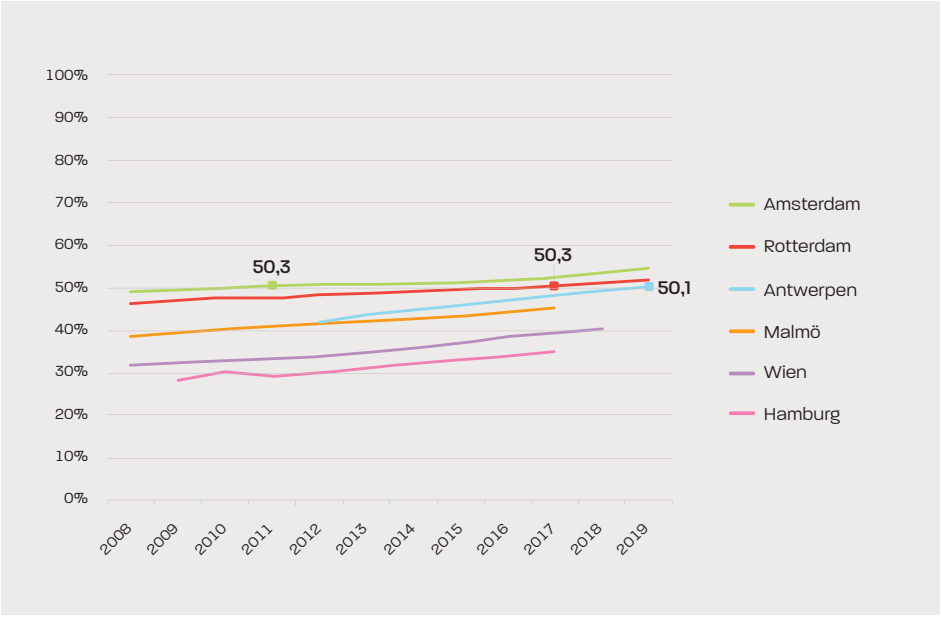
Die Mehrheitlich-Minderheiten-Städte und -Stadtteile in der BaM-Studie

Nachfolgend zeigen wir die Entwicklung der Städte in unserer Studie hin zum Status einer MM-Stadt im Laufe der Zeit. Für Antwerpen, Amsterdam und Rotterdam verfügen wir über die besten statistischen Daten, da diese Kommunen für alle Einwohner:innen das jeweilige Geburtsland und das Geburtsland der Eltern erfassen. Auf diese Weise können wir genau feststellen, wie viele MM-Stadtteile es in der Stadt gibt und wo sie zu finden sind.

Aus Abbildung 1 geht hervor, dass Antwerpen, Amsterdam und Rotterdam schon seit geraumer Zeit Städte mit einer Mehrheit von Minderheiten sind: Amsterdam seit mehr als einem Jahrzehnt, Rotterdam seit fünf Jahren und Antwerpen seit drei Jahren. In den anderen drei untersuchten Städten ist der Trend ähnlich. Malmö hat den Wendepunkt ebenfalls überschritten. Wien und Hamburg scheinen den Zahlen zufolge noch keine Mehrheitlich-Minderheiten-Städte zu sein, aber das wird dadurch verzerrt, dass die Meldedaten in Österreich und Deutschland vor allem auf der Staatsangehörigkeit beruhen und nicht das Geburtsland der Eltern ausweisen. In Wien beispielsweise waren im Jahr 2021 42 Prozent der Bevölkerung *ausländischer Herkunft*, das heißt, sie hatten keine österreichische Staatsbürgerschaft oder wurden im Ausland geboren. Personen, die selbst in Österreich geboren wurden und die österreichische Staatsbürgerschaft besitzen, deren Eltern aber im Ausland geboren wurden, werden in der Statistik nicht als Personen mit Migrationshintergrund gezählt. Würde man sie wie in anderen Ländern mit einbeziehen, hätte auch Wien die Schwelle zur Mehrheitlich-Minderheiten-Stadt längst überschritten.

Abbildung 1

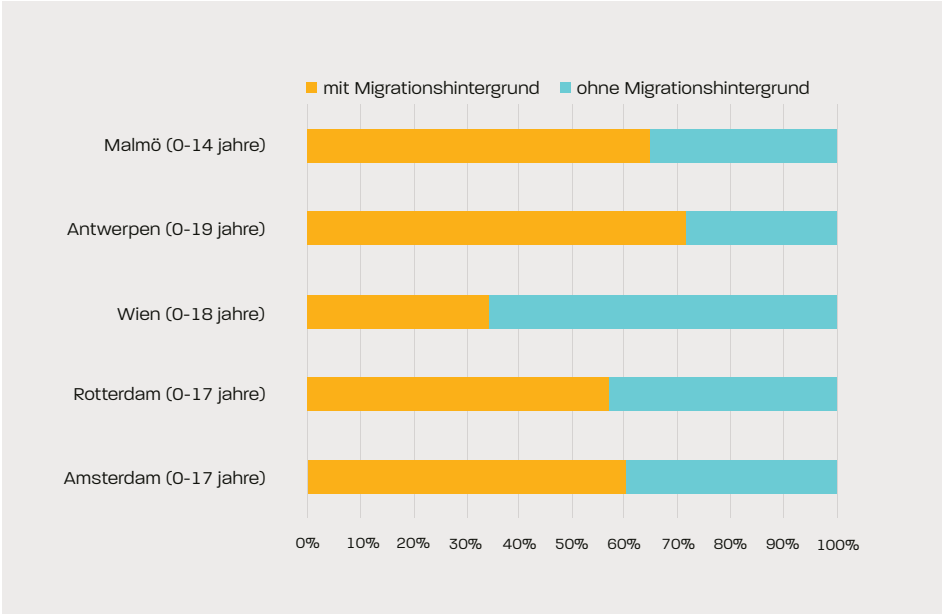
Quellen: Datensätze der Städte Amsterdam (https://onderzoek.amsterdam.nl/interactief/dashboard-kerncijfers), Rotterdam (https://onderzoek010.nl/jive), Antwerpen (https://stadincijfers.antwerpen.be/databank), Malmö (Datensatz von der Gemeinde zur Verfügung gestellt), Wien (https://www.wien.gv.at/statistik/bevolkerung/) und Hamburg (https://www.statistik-nord.de/zahlen-fakten/bevoelkerung)



Der demografische Trend hin zu Städten mit einer Mehrheit von Minderheiten scheint sich in Zukunft zu verstärken, wenn wir den jüngsten Teil der Bevölkerung betrachten, wie in Abbildung 2 zu sehen ist. In Antwerpen liegt der Anteil der jungen Menschen mit Migrationshintergrund bereits bei über 70 Prozent, in Rotterdam und Amsterdam bei rund 60 Prozent. Junge Menschen ohne Migrationshintergrund werden also in immer mehr Kontexten zahlenmäßig eine Minderheitengruppe darstellen.

Abbildung 2

Quellen: Datensätze der Stadtverwaltung von Amsterdam (https://onderzoek.amsterdam.nl/interactief/dashboard-kerncijfers), Rotterdam (https://onderzoek010.nl/jive), Antwerpen (https://stadincijfers.antwerpen.be/databank), Malmö (Datensatz von der Stadtverwaltung zur Verfügung gestellt), Wien (https://www.wien.gv.at/statistik/bevoelkerung/)



In allen Städten gibt es Stadtteile, die (viel) vielfältiger sind als andere Stadtteile. In den 1960er und 1970er Jahren siedelten sich Arbeitsmigrant:innen vor allem in Arbeitervierteln an, wo es billigere Wohnungen gab, weil viele der bisherigen Bewohner:innen ohne Migrationshintergrund in die Vor- und Trabantenstädte gezogen waren. In vielen Fällen sind sie heute die Bewohner:innen mit der längsten Wohngeschichte im Viertel, während junge Familien ohne Migrationshintergrund dort oft die Neuankömmlinge sind (siehe Keskiner & Waldring 2023).

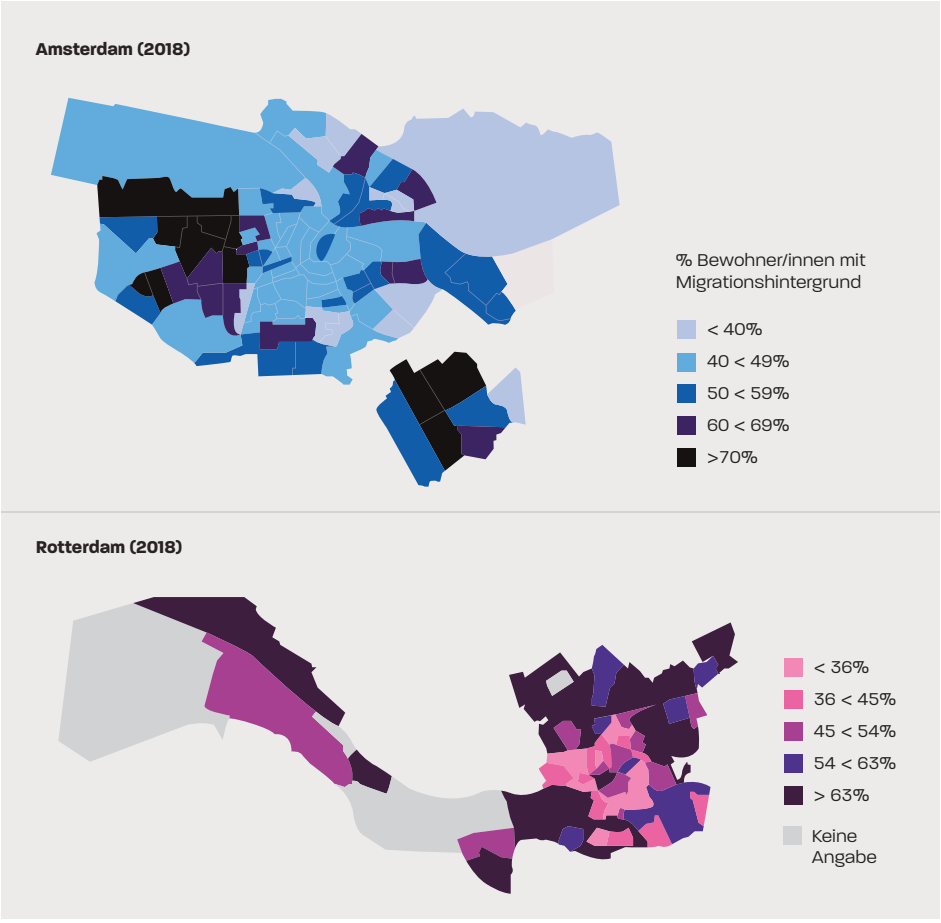
Abbildung 3 zeigt, dass in Antwerpen, Amsterdam und Rotterdam nur noch ein kleiner Teil der Stadtteile keine Mehrheitlich-Minderheiten-Zusammensetzung aufweist. In Amsterdam befinden sich diese Viertel hauptsächlich im bürgerlichen Süden und in Rotterdam hauptsächlich im Zentrum und im wohlhabenderen Hillegersberg. In Antwerpen befinden sich die Viertel, in denen Menschen ohne Migrationshintergrund zahlenmäßig noch in der Mehrheit sind, vor allem im Zentrum und in gehobeneren Vierteln wie 't Zuid und Nieuw Zuid. Die nachstehenden Karten verdeutlichen, dass die Viertel, in denen Menschen mit Migrationshintergrund in der Mehrheit sind, nicht mehr nur in den typischen Arbeitergegenden zu finden sind, sondern dass sie

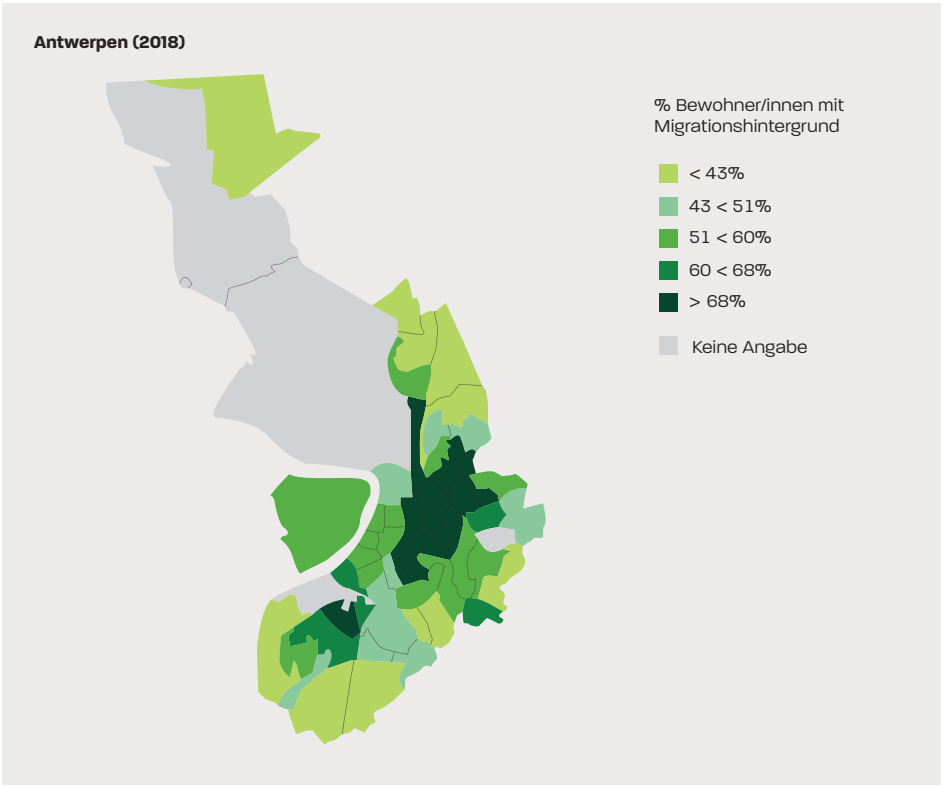
sich inzwischen auch auf viele Viertel der (unteren) Mittelschicht erstrecken. Die Quartiere, in denen Menschen ohne Migrationshintergrund noch in der Mehrheit sind, bilden nun eine Art Inseln, während der überwiegende Teil der Stadt durch eine Mehrheitlich-Minderheiten-Zusammensetzung und eine (sehr) hohe migrationsbedingte Vielfalt gekennzeichnet ist.

Die Statistiken der Kommunen zeigen, dass die Vielfalt im städtischen Alltag heute eine Selbstverständlichkeit ist, wie jeder sehen kann, der durch diese Städte geht.

Abbildung 3

Quellen: Amsterdam: BRP/OIS, Rotterdam: BRP/OBI, Antwerpen: Stadt Antwerpen, Districts- en loketwerking





Das BaM-Forschungsdesign

Die BaM-Erhebung basiert auf einer Stichprobe in allen MM-Vierteln in drei Hafenstädten (Rotterdam, Antwerpen und Malmö) und drei Städten des Finanz- und Dienstleistungssektors (Amsterdam, Hamburg und Wien). In Schweden und in den Niederlanden gewährten uns die Gemeinden Zugang zu Daten aus dem Bevölkerungsregister, um das Geburtsland der Befragten und das Geburtsland der Eltern sowie die Altersgruppe zu ermitteln. In Deutschland und Belgien, wo das Geburtsland der Eltern nicht angegeben ist, haben wir onomastische Stichproben (Namenserkennung) in Kombination mit Verwaltungsdaten verwendet. Wir kontaktierten Personen, die aufgrund ihres Nachnamens zu unserer Zielgruppe gehören könnten, und fragten, ob dies tatsächlich der Fall war. In Österreich standen uns noch weniger administrative Daten zur Verfügung. Hier führte die Erhebungsagentur einen so genannten *Random Walk* (Klingeln an Häusern nach einem bestimmten System) in mehrheitlich von Minderheiten bewohnten Vierteln durch und fragte dann, ob die Personen zur Zielgruppe gehörten und an der Erhebung teilnehmen wollten (für eine ausführliche Erläuterung

der Erhebungsmethode siehe den Einführungsartikel der JEMS-Sonderausgabe, Crul et al. 2023).

In keiner der Städte, auch nicht in denen, in denen das Geburtsland der Befragten und der Eltern erfasst werden, gibt es Statistiken auf Stadtteilebene über die genaue sozioökonomische Zusammensetzung der Gruppe ohne Migrationshintergrund. Dies ist an sich schon eine interessante Tatsache, denn sie zeigt, dass kein politisches Interesse daran besteht, diese Gruppe gesondert zu erfassen. Wir wissen im Allgemeinen viel mehr über die verschiedenen Migrantengruppen in diesen Vierteln.

Bei der Analyse der Umfrageergebnisse fanden wir häufig signifikante Unterschiede in den Einstellungen und Praktiken in Bezug auf migrationsbezogene Vielfalt zwischen Personen ohne Hochschulabschluss (mit abgeschlossener Berufsausbildung oder niedriger) und mit Hochschulabschluss (Fachhochschule und Universität). Aus diesem Grund stellen wir die Ergebnisse für Personen mit und ohne Hochschulabschluss häufig getrennt dar. Dies ermöglicht auch einen realistischeren Vergleich zwischen Städten, da er nicht durch mögliche Unterschiede im Anteil der Befragten mit und ohne Hochschulabschluss in unserer Stichprobe verzerrt wird.

Außerdem ist es wichtig zu betonen, dass die Ergebnisse nicht automatisch für die Städte insgesamt repräsentativ sind. In allen untersuchten Städten gibt es immer noch Stadtteile, in denen die überwiegende Mehrheit der Bewohner:innen keinen Migrationshintergrund hat, und es ist durchaus denkbar, dass die Ergebnisse dort anders ausfallen. Erstens ist die sozioökonomische Zusammensetzung der Bevölkerung anders und zweitens könnte es sein, dass die Bewohner dieser Viertel sich bewusst dafür entschieden haben, in einem weniger vielfältigen Viertel zu leben, und sich ihre Einstellungen und Praktiken in Bezug auf Vielfalt von denen der Menschen unterscheiden, die in MM-Vierteln leben.

Anhang 2

Tabellen

Tabelle 1

Befragte ohne Migrationshintergrund in Mehrheitlich-Minderheiten-Vierteln:
Die von den Befragten angegebene Zusammensetzung des eigenen Viertels nach Migrationshintergrund. Frage: „Wie würden Sie das Viertel, in dem Sie leben, beschreiben?

	(fast) niemand hat einen Migrationshintergrund	einige Menschen haben einen Migrationshintergrund	die Hälfte der Menschen hat einen Migrationshintergrund	die meisten Menschen haben einen Migrationshintergrund	jeder hat einen Migrationshintergrund
ohne Hochschulabschluss	**2%**	**15%**	**36%**	**36%**	**11%**
mit Hochschulabschluss	**2%**	**17%**	**40%**	**34%**	**7%**

Quelle: BaM-Umfrage 2019

Tabelle 2

Befragte ohne Migrationshintergrund in Mehrheitlich-Minderheiten-Vierteln in den sechs BaM-Städten: Anteil der Nachbarn mit Migrationshintergrund, mit denen sie Kontakt haben.

	kaum jemand	einige Nachbarn	die Hälfte	die Mehrheit	fast alle Nachbarn
ohne Hochschulabschluss	**10%**	**31%**	**32%**	**19%**	**8%**
mit Hochschulabschluss	**10%**	**36%**	**30%**	**17%**	**6%**

Quelle: BaM-Umfrage 2019

Tabelle 3a

Menschen ohne Migrationshintergrund und *ohne* Hochschulabschluss in Mehrheitlich-Minderheiten-Vierteln in den sechs BaM-Städten und ihre Ansichten zur Vielfalt, aufgeschlüsselt nach dem wahrgenommenen Anteil der Bewohner:innen mit Migrationshintergrund in dem Teil des Viertels, in dem sie leben.

	Vielfalt ist eher eine Bedrohung	unentschieden	Vielfalt ist eher eine Bereicherung
weniger als die Hälfte hat einen Migrationshintergrund	**39%**	**22%**	**39%**
die Hälfte hat einen Migrationshintergrund	**27%**	**24%**	**49%**
mehr als die Hälfte hat einen Migrationshintergrund	**43%**	**15%**	**42%**

Quelle: BaM-Umfrage 2019

Tabelle 3b

Menschen ohne Migrationshintergrund *mit* Hochschulabschluss in Mehrheitlich-Minderheiten-Vierteln in den sechs BaM-Städten und ihre Ansichten zu Vielfalt, aufgeschlüsselt nach dem wahrgenommenen Anteil der Bewohner:innen mit Migrationshintergrund in dem Teil des Viertels, in dem sie leben.

	Vielfalt ist eher eine Bedrohung	unentschieden	Vielfalt ist eher eine Bereicherung
weniger als die Hälfte hat einen Migrationshintergrund	**15%**	**14%**	**71%**
die Hälfte hat einen Migrationshintergrund	**13%**	**13%**	**74%**
mehr als die Hälfte hat einen Migrationshintergrund	**19%**	**11%**	**70%**

Quelle: BaM-Umfrage 2019

Tabelle 4

Befragte ohne Hochschulabschluss in den sechs BaM-Städten, die der Vielfalt negativ gegenüberstehen und ihre Bewertung des Kontakts mit ihren Nachbarn mit Migrationshintergrund.

	Kontakt zu den Nachbarn ist positiv	Kontakt zu den Nachbarn ist neutral	Kontakt zu den Nachbarn ist negativ
Migrationsbedingte Vielfalt ist eine Bedrohung	**37%**	**48%**	**15%**

Quelle: BaM-Umfrage 2019

Tabelle 5

Befragte ohne Hochschulabschluss, die *in Wien* im sozialen Wohnungsbau leben, und ihre Einstellung zu migrationsbedingter Vielfalt.

migrationsbedingte Vielfalt ist eine Bedrohung	neutral	migrationsbedingte Vielfalt ist eine Bereicherung
53%	**24%**	**23%**

Quelle: BaM-Umfrage 2019

Tabelle 6

Befragte ohne Hochschulabschluss, die *in Wien* im sozialen Wohnungsbau leben, und ihre Beurteilung der Qualität ihrer Kontakte zu Nachbarn mit Migrationshintergrund.

Kontakt zu den Nachbarn ist positiv	Kontakt zu den Nachbarn ist neutral	Kontakt zu den Nachbarn ist negativ
40%	**52%**	**9%**

Quelle: BaM-Umfrage 2019

Tabelle 7

Befragte ohne Hochschulabschluss, die *in Wien* im sozialen Wohnungsbau leben, und ihre Beurteilung der Qualität ihrer Kontakte zu den Nachbarn mit Migrationshintergrund vor dem Hintergrund ihrer Einstellung zu migrationsbedingter Vielfalt.

	positiv über den Kontakt mit Nachbarn mit Migrationshintergrund	neutral gegenüber dem Kontakt mit Nachbarn mit Migrationshintergrund	negative Einstellung zu Kontakten mit Nachbarn mit Migrationshintergrund
migrationsbedingte Vielfalt ist eine Bedrohung	**35%**	**49%**	**16%**
unentschieden	**39%**	**59%**	**3%**
migrationsbedingte Vielfalt ist eine Bereicherung	**51%**	**49%**	**0%**

Quelle: BaM-Umfrage 2019

Tabelle 8

Befragte ohne Hochschulabschluss, die *in Wien* im sozialen Wohnungsbau leben, und ihre Beurteilung der Qualität ihrer interethnischen Interaktionen auf der Straße.

überwiegend angenehm	überwiegend unangenehm	habe keine interethnischen Interaktionen auf der Straße
46%	**42%**	**12%**

Quelle: BaM-Umfrage 2019

Tabelle 9

Befragte, die *in Wien* im sozialen Wohnungsbau leben, und ihre Beurteilung der Qualität ihrer interethnischen Interaktionen auf der Straße vor dem Hintergrund ihrer Einstellung zu migrationsbedingter Vielfalt.

Wien	überwiegend angenehm	überwiegend unangenehm	habe keine interethnischen Interaktionen auf der Straße
migrationsbedingte Vielfalt ist eine Bedrohung	**22%**	**63%**	**15%**
unentschieden	**72%**	**23%**	**5%**
migrationsbedingte Vielfalt ist eine Bereicherung	**75%**	**17%**	**8%**

Quelle: BaM-Umfrage 2019

Literatur

- Alba, R. & V. Nee (2003). *Remaking the American mainstream. Assimilation and contemporary immigration.* Cambridge: Harvard University Press.
- Allport, G. (1954). *The nature of prejudice.* Cambridge: Perseus Books.
- Amin, A. (2012). *Land of strangers*. Cambridge: Polity Press.
- Amir, Y. (1976). The role of intergroup contact in the change of prejudice and ethnic relations. In P. A. Katz (Ed.), *Towards the elimination of racism.* New York: Pergamon.
- Árnadóttir, K., S. Lolliot, R. Brown & M. Hewstone (2018). Positive and negative intergroup contact. Interaction not asymmetry. *European Journal of Social Psychology*, 48(6), 784–800.
- Barlow, F., S. Paolini, A. Pedersen, M. Hornsey, H. Radke, J. Harwood & C. Sibley (2012). The contact caveat. Negative contact predicts increased prejudice more than positive contact predicts reduced prejudice. *Personality and Social Psychology Bulletin*, 38(12), 1629–1642.
- Blalock, H. M. (1967), *Toward a theory of minority relations.* New York: Wiley.
- Blokland, T. & G. van Eijk (2010). Do people who like diversity practice diversity in neighbourhood life? Neighbourhood use and the social networks of 'diversity-seekers' in a mixed neighbourhood in the Netherlands, *Journal of Ethnic and Migration Studies*, 36(2), 313–332.
- Blokland, T. & J. Nast (2014). From public familiarity to comfort zone. The relevance of absent ties for belonging in Berlin's mixed neighbourhoods. *International Journal of Urban and Regional Research*, 38, 4, 1142–1159.
- Broekhuizen, J., E. van Marissing & R. Wonderen (2012). *Samenleven met verschillen in Oost.* Amsterdam: Verwey-Jonker Instituut & Bureau Onderzoek en Statistiek.
- Brown, K., A. Mondoon & A. Winter (2021). The far right, the mainstream and mainstreaming. Towards a heuristic framework. *Journal of Political Ideologies*. https://doi.org/10.1080/13569317.2021.1949829
- Çankaya, S. (2020). *Mijn ontelbare identiteiten.* Amsterdam: De Bezige Bij.
- Crul, M. & F. Lelie (2019). The integration of people of Dutch descent in superdiverse neighborhoods. In: P. Scholten, M. Crul en P. van Laar (Eds.), *Rotterdam. A reluctant superdiverse city.* Dordrecht: Springer.
- Crul, M. & F. Lelie (2021). Measuring the impact of diversity attitudes and practices of people without migration background on inclusion and exclusion in ethnically diverse context. Introducing the diversity attitudes and practices impact scales. *Ethnic and Racial Studies*, 44(13), 2350–2379.
- Crul, M. & F. Lelie (2024). A reflexive turn in integration and assimilation studies. The importance of the power of white people without migration background. In: J. Dahinden & A. Pott (Eds.), *Reflexivities*. IMISCOE Research Series, Dordrecht: Springer.

- Crul, M., F. Lelie, E. Keskiner, L. Michon & I. Waldring (2023). How do people without migration background experience and impact today's superdiverse cities? *Journal of Ethnic and Migration Studies*. https://doi.org/10.1080/1369183X.2023.2182548
- Crul, M. & J. Schneider (2010). Comparative context integration theory. Participation and belong in Europe's large cities. *Journal Ethnic and Racial Studies*, 34(4), 1249–1268.
- Crul, M., J. Schneider & F. Lelie (2012). *The European second generation. Does the integration context matter?* Amsterdam: Amsterdam University Press.
- Crul, M., J. Schneider & F. Lelie (2013). *Superdiversiteit. Een nieuwe visie op integratie*. Amsterdam: VU-uitgeverij.
- Crul, M., M. Song & F. Lelie (2023). People without a migration background in a union with a partner with a migration background. The bi-directional impact of a mixed union. *Journal of Ethnic and Migration Studies*. https://doi.org/10.1080/1369183X.2023.2182551
- Crul, M., C. Steinmetz & F. Lelie (2020). How the architecture of housing blocks amplifies or dampens interethnic tensions in ethnically diverse neighbourhoods. *Social Inclusion*, 8(1), 194–202. http://dx.doi.org/10.17645/si.v8i1.2109
- Dahlström, C. & P. Esiason (2013). The immigration issue and anti-immigrant party success in Sweden 1970–2006. A deviant case analysis. *Party Politics*, 19(2), 343–364.
- Eerste Nederlandse Systematisch Ingerichte Encyclopedie (Ensie) (2022). https://www.ensie.nl/redactie-ensie/integratie [10-01-2023].
- Gest, J. (2016). *The new minority. White working-class politics in an age of immigration and inequality*. Oxford: Oxford University Press.
- Gilroy, P. (2004). *After empire. Melancholia or convivial culture?* New York: Routledge.
- Haga, G. (2000). *White nation. Fantasies of white supremacy in a multicultural society*. New York: Routledge.
- Hochschild, A. (2016). *Strangers in their own land. Anger and mourning on the American right*. New York: New Press.
- Horowitz, D. (1985). *Ethnic groups in conflict*. Berkeley: University of California Press.
- Jiménez, T. (2017). *The other side of assimilation. How immigrants are changing American life*. Los Angeles, University of California Press.
- Kasinitz, P., M. Waters, J. Mollenkopf & J. Holdaway (2008). *Inheriting the city. Children of immigrants come of age*. New York: Russell Sage Foundation Publications.
- Kaufmann, E. (2018). *Whiteshift: populism, immigration and the future of white majorities*. London: Penguin.
- Keskiner, E. & I. Waldring (2023). Revisiting the established-outsider constellation in a gentrifying majority-minority neighborhood. *Journal of Ethnic and Migration Studies*. https://doi.org/10.1080/1369183X.2023.2182554
- Knipprath, K., M. Crul, I. Waldring & X. Bai (2021). Urban space and social cognition. The effect of urban space on intergroup perceptions. *The ANNALS of the American Academy of Political and Social Science*, 697(1), 192–206. https://doi.org/10.1177/0002716221105871O
- Kraus, L. (2022). *Upside-down and inside-out. How do people without a migration background react to being a numerical ethnic minority?* Amsterdam: PhD-thesis VU University.
- Kraus, L. & M. Crul (2022). Signaling inclusion, increasing belonging. People without a migration background in ethnically diverse neighborhoods. *City, Culture and Society*, 30, 1–7. https://doi.org/10.1016/j.ccs.2022.100461
- Kros, M. & M. Hewstone (2020). Negative and positive interethnic contact and the association of ethnic neighbourhood composition with trust, cohesion, and prejudice. *European Sociological Review*, 36(6), 937–956. https://doi.org/10.1093/esr/jcaa032

- Lamont, M. (2002). *The dignity of working men. Morality and the boundaries of race, class and immigration.* Cambridge: Harvard University Press.
- Luhmann, N. (1984). *Soziale Systeme. Grundriss einer allgemeinen Theorie.* Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Marissing, E. van (2014). *Overlast en criminaliteit op IJburg.* Utrecht: Verwey-Jonker Instituut.
- Martinovic, B. (2013). The inter-ethnic contacts of immigrants and natives in the Netherlands. A two-sided perspective. *Journal of Ethnic and Migration Studies*, 39(1), 69–85.
- Mepschen, P. (2016). *Everyday autochthony. Difference, discontent, and the politics of home in Amsterdam.* Amsterdam: PhD-thesis Universiteit van Amsterdam.
- Moïsi, D. (2009). *The geopolitics of emotion. How cultures of fear, humiliation, and hope are reshaping the world.* New York: Doubleday.
- Nussbaum, M. C. (2012). *The new religious intolerance. Overcoming the politics of fear in an anxious age*. Cambridge: Harvard University Press.
- Nussbaum, M. C. (2014). *Die neue religiöse Intoleranz. Ein Ausweg aus der Politik der Angst.* Darmstadt: wbg Wissenschaftliche Buchgesellschaft.
- Paolini, S., J. Harwood, M. Rubin, S. Husnu, N. Joyce & M. Hewstone (2014). Positive and extensive intergroup contact in the past buffers against the disproportionate impact of negative contact in the present. *European Journal of Social Psychology*, 44(6), 548–562.
- Parker, P. (1978). For the white person who wants to know how to be my friend. In: P. Parker, *Movement in black. The collected poetry of Pat Parker, 1961–1978*. Oakland: Diana Press.
- Pettigrew, T. (1998). Intergroup contact theory. *Annual Review of Psychology*, 49(1), 65–85.
- Pettigrew, T. & L. Tropp (2006). A meta-analytic test of intergroup contact theory. *Journal of Personality and Social Psychology*, 90(5), 751–783.
- Portes, A. & R. Rumbaut (2001). *Legacies. The story of the immigrant second generation.* Los Angeles: University of California Press.
- Portes, A. & M. Zhou (1993). The new second generation. Segmented assimilation and its variants. *Annals*, 530, 74–96.
- Putnam, R. (2007). E Pluribus Unum. Diversity and community in the twenty-first century. The 2006 Johan Skytte prize lecture. *Scandinavian Political Studies*, 30(2), 137–174.
- Rooduijn, M., B. Burgoon, E. van Elsas & H. van der Werfhorst (2017). Radical distinction. Support for radical left and radical right parties in Europe. *European Union Politics*, 18(4), 536–559.
- Schinkel, W. (2018). Against 'immigrant integration'. For an end to neocolonial knowledge production. *CMS*, 6, 31. https://doi.org/10.1186/s40878-018-0095-1
- Schneider, J., M. Crul & F. Lelie (2014). *Generation Mix. Die superdiverse Zukunft unserer Städte und was wir daraus machen.* Münster: Waxmann.
- Schut, J. & I. Waldring (2023). Micro labor, ambivalence and discomfort. How people without a migration background strategically engage with difference in a majority-minority neighborhood. *Journal of ethnic and migration studies.* https://doi.org/10.1080/1369183X.2023.2182553
- Sipma, T. & C. Berning (2021). Economic conditions and populist radical right voting. The role of issue salience. *Electoral Studies*, 74. https://doi.org/10.1016/j.electstud.2021.102416
- Smet. P. & N. Kreuk (2008). Together or separate in the neighbourhood? Contacts between natives and Turks in Amsterdam. *The Open Urban Studies Journal*, 1, 35–47.

- Stockemer, D. (2016). The success of radical right-wing parties in Western European regions. New challenging findings. *Journal of Contemporary European Studies*, 54(4), 999–1016.
- Tersteeg, A. & F. Pinkster (2016). Us up here and them down there. How design, management, and neighborhood facilities shape social distance in a mixed-tenure housing development. *Urban Affairs Review*, 52(5), 751–779.
- Vertovec, S. (2023). *Superdiversity. Migration and social complexity*. Londen: Routledge.
- Wekker, G. (2016). *White innocence. Paradoxes of colonialism and race*. Durham: Duke University Press.
- Wessendorf, S. (2014). *Commonplace diversity. Social interactions in a super-diverse context*. Dordrecht: Springer.
- Wonderen, J. & J. Broekhuizen (2012). *Samenleven met verschillen in West*. Amsterdam: Verwey-Jonker Instituut & OIS.